Briefe

von

H. Heine.

Herausgegeben von Friedrich Steinmann.

Was Anderen die Handschrift oder die Physiognomie ist, das ist mir ein Brief.

Zweiter Theil.

Amsterdam,
Gebrüder Binger.
1861.

Druck von Binger & Comp. in Amsterdam.

Inhalt.

Vorwort.

Die in dem vorliegenden zweiten Theile enthaltenen Briefe Heine's sind gleich denjenigen, welche der erste Theil veröffentlichte, an verschiedene Personen, der größeren Zahl nach bekannten Namens, und zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Auch ihr Inhalt ist verschiedener Art, und sie unterhalten und interessiren durch den Wechsel dessen, was sie bringen.

Die darin mitgetheilte Heine'sche Correspondenz an mich habe ich aus der größeren Zahl seiner mir zugegangenen Briefe ausgewählt, wobei mich allein die Rücksicht geleitet hat, hier diejenigen daraus zu geben, welche nicht aus-

schließlich sich mit der deutschen Literatur, ihren Gestaltungen und Erscheinungen befassen, sondern mehr den Menschen Heine unverhüllt in seinen menschlichen Aufwallungen und Gefühlen zeigen, und sich daher für die folgenden Theile, welche unter dem Collectivtitel: „Fata morgana der deutschen Literatur“ zusammengetragen sind, nicht eignen.*)

Friedrich Steinmann.

---

*) Die Mittheilungen im Anhang erläutern die Briefe und vermitteln das bessere Verständniß derselben, gewähren zugleich auch, weil sie der bei weitem größeren Leserzahl gänzlich unbekannt sind, allgemeines Interesse.

An E. M. Arndt. *)

Göttingen, 6. Novbr. 1820.

Als ich Ihnen, geehrter Herr Professor, bei meinem Abgange von Bonn Lebewohl sagte, um voll der lachendsten Aussichten und freudigsten Hoffnungen meine Reise hieher anzutreten, konnte ich wahrlich nicht ahnen, so bald enttäuscht zu werden. Nun bin ich hier, und wandele statt in dem herrlichen Paradiesesgarten Gottes, mit welchem Worte Sie Bonn und Umgegend so treffend mir bezeichneten, jetzt an der — Leine. Mehr brauche ich nicht zu sagen: denn Alles sonder Ausnahme,

*) Vergl. den Anhang am Schlusse des Buches.

wohin ich auch meine Blicke schweifen lassen mag, bringt mir eine Paralelle auf zwischen Rhein und Leine.

Leine und Rhein! Und Rhein und Leine! „Ja, da liegt's!" sagt Hamlet. Shakespeare soll als Mitglied einer reisenden Gesellschaft „englischer Comödianten" Deutschland durchwandert haben. Ich kann's nicht glauben, sonst würde es an Reminiscenzen aus dieser Kunstpilgerfahrt in seinen Trauerspielen nicht fehlen und Göttingen allein hätte unendlichen Stoff geboten, obwohl dazumal, d. h. bei seinen Lebzeiten, das kurfürstliche Ministerium zu Hannover den Sparren noch nicht ausgeheckt hatte, eine Hochschule zu Göttingen zu etabliren. Warum wählte das Hochpreisliche nicht das Lüneburger Haidschnuckenland? Dort blüht wenigstens das Haideblümchen, woraus die Bienen ihren Honig saugen.

Blümlein, Blümlein, Blümlein roth,
Blümlein auf der Haide!

Doch wozu mein Jammern und Flennen? Ich bin einmal hier und muß ausharren, wenigstens ein Semester; denn die Collegien habe ich belegt von Hugo's s. g. Naturrecht bis zu Beneke's altdeutscher Literaturgeschichte.

Sie wissen doch, daß Beide königlich Hannoversche Hofräthe sind, und der Erstere ist noch Geheim dazu, eifert aber öffentlich gegen den Tabacksqualm wie König Heinrich VIII. von England, weil auch er nicht raucht wie dieser, und bläst vom Katheder herab seine stereotypen Witze gegen die Tabackspfeife und wirft sich in die Brust, wenn er triumphirt: Kein Gelehrter hat je geraucht! —

Von Ihren historischen — ich will sagen — Geschichte vortragenden, hiesigen Collegen lassen Sie mich schweigen! Historisch sind und werden sie nie; sie, ihre Vorlesungen und Schriften finden ihren Untergang so gewiß im Meere der Vergessenheit als König Pharao im rothen Meere.

O diese Göttinger Pharaonen der Geschichte! Fänden sie doch nur einen Strohhalm, sich aus dem Schiffbruche zu retten, wie Ritter Hofrath Hugo den Gajus aufgefunden, der seinen Namen doch wenigstens auf die nächste Studentengeneration bringen wird, bevor er aus den Jahrbüchern der Gelehrtengeschichte auf immer verschwindet, und seine Opera omnia als Maculatur auf dem Papierlager seines Verlegers Dietrich dorren, oder zum Göttinger Wurst- und Käsekrämer wandern. Wahrlich zu der hiesigen Wurstberühmtheit passen die dürren Professorennotabilitäten am besten; in Schweinedärme gestopft würden sie mindestens eine zeitweise Namensunsterblichkeit erringen. Auch die hiesigen Studententischsuppen erfreuen sich seit Beginn der Universität eines Namens: colossale Fettaugen schwimmen oben auf der Wasserbrühe, und gestern war ich so glücklich, in meinem Suppennapf ein hübsches unversehrtes Stück Talglicht zu finden; ich zündete dasselbe am Abend an

und erfreute mich einer fast einstündigen Erleuchtung meiner Kneipe, wobei ich das neuste „Stück" der Göttinger Gelehrten Anzeigen unbeschadet meiner Augen studirte.

Sie sehen, werthester Herr Professor, daß man hier wohlfeil leben und ochsen kann, indem man zum Mittagsessen noch ein Gratis-Abendzimmerlicht erhält. Was kann man mehr für vier Groschen wünschen? —

Gestern heimsuchte uns ein starkes Schneegestöber; das fehlte noch, um mich noch mehr niederzubeugen. In meinem Unmuthe griff ich nach Flausch und Mütze und trat eine Pilgerfahrt nach dem Grabe des Sängers der Lenore an. Glücklicher Weise begegneten mir Seine Ehrenwerthen, der Herr Oberpedell der Georgia Augusta, der mir auf meine Frage: wo ungefähr die Stelle auf dem Kirchhofe zu finden sei? erwiderte: Es sei Gras darüber gewachsen; Niemand wisse mit offizieller Gewißheit sie anzuweisen. Dennoch

watete ich durch den Kirchhofsschnee, und brachte das nachfolgende Poem als Ausbeute meiner vergeblichen Birsche nach Bürger's Gruft heim und schrieb es in der Dämmerung nieder, als ich zu Hause kam:

Saß im Kämmerlein am Pulte
Er, der Sänger der Lenore,
Kaute auf die Gänsefeder,
Feilte an der letzten Strophe.

In dem Sessel unterm Spiegel,
(Wie es dazumal war Mode,)
Hatte seine Ehehälfte
Platz genommen mit dem Strickstrumpf.

An dem Fenster gegenüber
Molly las, die reizend-schöne,
Die begeisterte den Dichter
Zu den schönsten Liebestönen.

Und zwei kleine Knaben spielten
Krieg mit bleiernen Soldaten.
's waren Kinder beider Schwestern,
Und der Dichter war ihr Vater.

Also während er gedichtet,
Molly las im Almanache,
Doris förderte am Strickstrumpf
Und Soldat die Knaben spielten.

Alle ruhn in kühler Erde,
Weiß nicht ihre Ruhestätte,
Und die Todten reiten schnelle;
Doch des Dichters Lieder leben.

Wundersam bist, Dichterleben!
Es beschied dir das Verhängniß
Leidenschaften, Kampf und Sorgen,
Ew'gen Nachruhm nach Bedrängniß.

Mit dieser mageren poetischen Pharaoskuh, die auf der Göttinger Kirchhofsschneeweide ge-

grafet hat, begnügen Sie sich gütigst und nachsichtig für heute; mein Dichterruhm wird sich — wie Sie sehn — trefflich mit Leinewiesenklee den Winter hindurch mästen und gegen das Frühjahr zum Schlachten und Einpöckeln gut sein. O Rhein und Leine! Denken Sie: Benecke ist der Einzige, der in diesem Semester hier über deutsche Literatur liest! Doch man ist der Wahl überhoben, und — Wahl macht Qual. O alma Georgia Augusta! Deine Firma gleicht dem Aushängeschild einer alten renomirten Weinhandlung! das Brett sitzt noch wand-, band-, nied-, und nagelfest über der Hausthür; aber die Fässer im Keller sind leer und ausgelaufen.

Seien Sie übrigens, geehrter Herr Professor, meiner Ihnen bekannten Hochachtung versichert u. s. w.

An Dr. H. Schultz. *)

I.

Berlin, 10. Januar 1822.

Ihr sehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da sich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarsten aussprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daß so viele gute und wackere Menschen mit Interesse und Liebe meiner gedenken. Glau-

*) Heine benutzte die nachfolgenden Briefe an Schultz, den damaligen Redacteur des Rheinisch-Westfälischen Anzeigers, auf dessen Veranlassung bei Abfassung einer Reihe von „Briefen aus Berlin", welche in jenem Blatte 1822 zuerst durch den Druck veröffentlicht wurden. F. S.

ben Sie nur nicht, daß ich unseres Westfalens so bald vergessen hätte.

Der Septembermonat schwebt mir noch zu sehr im Gedächtnisse. Die schönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz von Beughem, Sie, Wundermann, die Alterthümer in Soest, selbst die Paderborner Haide, Alles steht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauschen, wie jedes Blatt mir zuflüstert: Hier wohnten die alten Sachsen, die am spätesten Glauben und Germanenthum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein alter Stein mir zuruft: Wanderer, steh'! hier hat Armin den Varus geschlagen! —

Man muß zu Fuß, und zwar wie ich, in österreichischen Landwehrtagemärschen, Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die

biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will. — —

Es wird mir gewiß recht viel Vergnügen machen, wenn ich, wie Sie mir schreiben, durch Mittheilungen aus der Residenz mir so viele liebe Menschen verpflichte. Ich habe mir gleich beim Empfang Ihres Briefes Papier und Feder zurecht gelegt. An Notizen fehlt es nicht, und ich bin nur noch im Nachsinnen begriffen über die Lösung der Frage: Was soll ich nicht schreiben? d. h. was wissen Sie, was wüßten Sie gern und was ist Ihnen zu wissen nöthig?

Ferner gilt es die Aufgabe: multum, aber nicht multa zu schreiben. Was Sie in den verschiedenen Correspondenzartikeln von hieraus in den Journalen, Zeitungen und Zeitschriften lesen, und was die gewöhnlichen Hebel der Briefschreiberthätigkeit ist, darüber gehe ich aus dem Grunde hinweg, weil Ihnen dasselbe durch jene Correspondenzfedern bekannt ist. Doch ich werde mich ein-

zurichten suchen, um Ihren Wünschen zu genügen. Nur verlangen Sie von mir keine Systematie; sie ist der Würgengel aller Correspondenz. Aber womit soll ich beginnen bei der Masse des residenzstädtischen Materials, das auf mich zuströmt gleich der Spree, und auch häufig übel duftet wie sie. Hier muß ich die französische Regel berücksichtigen: Commencez par le commencement! —

Ich hoffe, Sie durch obige Zeilen in den Stand gesetzt zu haben, zu beurtheilen, was Ihnen meine Briefe bieten und bringen wollen. Und damit empfehle ich mich für heute Ihrem Wohlwollen mit der schließlichen Bitte, mich Herrn Wundermann bestens zu empfehlen.

II.

Berlin, 16. März 1822.

Ihr sehr werthes Schreiben vom 2. Februar enthält den leise angedeuteten Wunsch, meine Briefe an Sie so einzurichten, daß ihnen zugleich ein größeres Lesepublikum würde. Sie wünschen deren Veröffentlichung durch das Kunst- und Wissenschaftsblatt zu Ihrem rheinisch-westfälischen Anzeiger. Ich erkläre mich hiermit einverstanden und nicht minder auch einigermaßen, bestimmte Persönlichkeiten darin nicht zu sehr hervortreten zu lassen.

Es ist wahr, wie Sie richtig bemerken: man kann leicht mißverstanden werden. Und was haben Mißverständnisse nicht schon Alles veranlaßt!

Man betrachtet nicht das Bild, das ich leicht hinskizzire, sondern die Figuren und Figürchen, die ich hingezeichnet habe zur Belebung des Ganzen; man glaubt, es sei mir hauptsächlich um diese Figuren zu thun. Aber man kann auch Bilder ohne Figuren malen, sowie man Suppe ohne Salz essen kann; man kann selbst versalzene Suppen essen. Man kann verblümt sprechen, wie unsere Zeitungsschreiber sehr häufig thun müssen und den Sack schlagen, während man den Esel meint.

Wenn man von einer großen norddeutschen Macht spricht, so weiß ein Jeder, daß man Preußen damit meint. Das halte ich für lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Masken im Redoutensaale ohne Gesichtslarven umhergingen.

Spreche ich von einem großen deutschen Juristen, der das schwarze Haar so lang als möglich von der Schulter hinabwallen läßt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel schaut, einem

Christusbilde ähnlich sehen mögte, übrigens einen französischen Namen trägt, von französischer Herkunft ist und doch gar gewaltig deutsch thut, so weiß man, wen ich meine.

Ich werde Alles bei seinem rechten Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Auch werde ich manche Persönlichkeit schildern und mich wenig um die Tadel jener Leutchen kümmern, die sich im Lehnstuhl der Convenienz-Correspondenz behaglich schaukeln und jederzeit liebreich ermahnen: Lobt uns, aber sagt nicht, wie wir aussehen! —

Ich weiß es längst, daß eine Stadt einem jungen Mädchen gleicht, das ihr holdes Gesichtchen gern wiedererblickt im Spiegel fremder Correspondenz. Aber nie hätte ich geglaubt, daß Berlin bei solchem Bespiegeln sich wie ein altes Weib, wie eine echte Klatschlise gebehrden würde. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung: Berlin ist ein großes Krähwinkel!

Ich bin heute sehr verdrießlich, mürrisch, ärgerlich, reizbar; der Mißmuth hat der Fantasie den Hemmschuh angelegt, und sämmtliche Witze tragen schwarze Trauerflöre. Glauben Sie nicht, daß etwa eine Weiberuntreue die Ursache davon ist. Ich liebe die Weiber noch immer. Als ich in Göttingen von allem weiblichen Umgange abgeschlossen war, schaffte ich mir wenigstens eine Katze an; aber weibliche Untreue könnte nur noch auf meine Lachmuskeln wirken.

Meine Ansicht darüber habe ich in diesen Tagen in einem „Phrenologische Studien“ getauften Gedichte niedergelegt, das mit folgenden Strophen schließt:

Verschafffst du mir eines Selbstmörders Kopf,
Der sich im Spleen die Schling'
Gelegt um den eigenen Hals, weil sich
Seine Frau an einen Anderen hing,

So lohne ich doppelt deine Müh',
Um den Sitz des Organs des Sparr'n
Zu erforschen, den unter Allen gehabt
Der Allernärrisch'ste der Narr'n. *)

Glauben Sie auch nicht, daß meine Eitelkeit schmerzlich berührt worden sei. Die Zeit ist vorbei, wo ich Abends mühsam meine Haare in Papilloten zu wickeln pflegte, einen Taschenspiegel beständig bei mir trug und mich fünfundzwanzig Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beschäftigte. Denken Sie ebensowenig, daß vielleicht Glaubensskrupel mein zartes Gemüth quälend beunruhigten; ich glaube gegenwärtig nur noch an den pythagoräischen Lehrsatz und an das königlich preußische Landrecht.

Nein — eine weit vernünftigere Ursache bewirkt meine Betrübniß: mein köstlicher Freund,

*) Vergl. das ganze Gedicht: Phrenologische Studien im 1. Theile der Dichtungen.

der Liebenswürdigste der Sterblichen, Eugen von Beza *), ist vorgestern abgereist! Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der einzigste, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermogten, und in dessen süßen, edlen Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Liebe.

Doch ich sehe, daß ich Ihnen zu beichten beginne und schließe deshalb für heute.

---

*) Der Freund Heine's, den er kurz nach seiner Ankunft in Berlin kennen gelernt, war ein Pole. Er besuchte denselben im nemlichen Jahre noch in seiner Heimath; diesem Besuche verdanken wir Heine's **Briefe aus Polen.**

III.

Berlin, 28. März 1822.

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder!" — Ich muß Ihnen daher zunächst sagen, was man in Berlin singt. — Haben Sie noch nicht Weber's Freischütz gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper den „Jungfernkranz" gehört? Nein? O Sie glücklicher Mann!

Geht man vom Hallischen- nach dem Oranienburger Thore, vom Brandenburger- nach dem Königsthore, ja selbst vom Unterbaum nach dem Köpnikerthore, hört man jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder, den „Jungfernkranz!" —

Wie man in Goethe's Elegieen den armen Briten von dem „Marlborough s'en va-t-en guerre“ durch alle Länder verfolgt sieht, so werde ich auch von Morgens früh bis spät in der Nacht verfolgt durch folgendes Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Lust und Liebesfreude.
Chor: Schöner, schöner, schöner, grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer
Seide!

Lavendel, Myrth' und Tymian,
Das wächst in meinem Garten;
Wie lange bleibt der Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten!
Chor: Schöner, schöner, schöner u. s. w.

Bin ich mit so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn schon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz“ zwitschernd, meinem Fenster vorbeizieht. Es dauert keine Stunde,

und die Tochter meiner Wirthin steht auf mit ihrem „Jungfernkranz.“ Ich höre meinen Barbier „den Jungfernkranz“ die Treppe hinaufsingen. Die kleine Wäscherin kommt „mit Lavendel, Myrth' und Thymian.“ So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hause und werfe mich mit meinem Aerger in eine Droschke. Gut, daß ich durch das Rädergerassel nichts singen höre. Bei —li steig' ich ab. Ist's Fräulein zu sprechen? Der Diener läuft. Ja. Die Thür fliegt auf. Die Holde sitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem süßen:

„Wo bleibt der schmucke Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten.“

Sie singen wie ein Engel! ruf ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen“ lispelt die Gütige, und sie windet wieder ihren Jungferkranz, und windet, und windet, bis ich mich selbst vor unsäglichen Qualen

wie ein Wurm winde, bis ich vor Seelenangst ausrufe: Hilf Samiel!

Sie müssen wissen, so heißt der böse Feind im Freischützen; der Jäger Kaspar, der sich ihm ergeben hat, ruft in jeder Noth: „Hilf Samiel“; es wurde hier Mode, in komischer Bedrängniß diesen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher hat einst sogar im Konzerte, als ihm eine Violinsaite sprang, laut ausgerufen: Hilf Samiel!

Und Samiel hilft. Die bestürzte Donna hält plötzlich inne mit dem rädernden Gesange, und lispelt: Was fehlt Ihnen? „Es ist pures Entzücken“ ächze ich mit forcirtem Lächeln. Sie sind krank, lispelt sie, gehen Sie nach dem Thiergarten, genießen Sie das schöne Wetter und beschauen Sie die schöne Welt. Ich greife Hut und Stock, küsse der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen schmachtenden Passionsblick zu, stürze zur Thür hinaus, steige wieder in die erste beste Droschke, und rolle nach dem Branden-

burger Thore. Ich steige aus und laufe hinein in den Thiergarten. — Ich rathe Ihnen, wenn Sie mal herkommen, so versäumen Sie nicht, an solchen schönen Vorfrühlingstagen um diese Zeit, um halb eins, in den Thiergarten zu gehen. Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unserer seligen Louise von den Einwohnerinnen des Thiergartens ein kleines, einfaches Monument gesetzt ist. Dort pflegt unser König oft spazieren zu gehen. Auch die schönen Königskinder können Sie dort sehen, und den ganzen Hof und die allernobelste Noblesse. Die fremdartigen Gesichter sind Familien auswärtiger Gesandten. Ein oder zwei Livreebediente folgen den edlen Damen in einiger Entfernung. Offiziere auf den schönsten Pferden galoppiren vorbei. Ich habe nirgends schönre Pferde gesehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergestalten. Die Prinzen unseres Hauses sind darunter. Welch ein

schönes, kräftiges Fürstengeschlecht! An diesem Stamme ist kein mißgestalteter, verwahrlos'ter Ast. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edeln Gesichtern, reiten dort die zwei ältern Königssöhne vorbei. Jene schöne, jugendliche Gestalt mit frommen Gesichtszügen und liebeklaren Augen, ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majestätische Frauenbild, das, mit einem buntglänzenden Gefolge, auf hohem Rosse vorbeifliegt, das ist unsre — Alexandrine. Im braunen, festanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten, die uns aus dem Zauberspiegel alter Mährchen so lieblich entgegen leuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht; andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsicht-

bare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine Alteweiberstimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w.“

Und nun verläßt mich das vermaledeite Lied den ganzen Tag nicht. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tisch sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Desert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der Jungfernkranz von einem Lahmen abgeorgelt, dort wird er von einem Blinden heruntergefidelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten, und ein Gröhlen, und ein Fistuliren, und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und das Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminirten Studenten oder Fähndrich zur Ab=

wechselung in das Gesumme hineingebrüllt; aber der Jungfernkranz ist permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andere wieder von vorn an; aus allen Häusern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube fast, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tod gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schooß der Geliebten; sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar, lispelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine Lawise wird dich ohch immer juht sint,“ und sie streichelt und hätschelt so lange, bis sie glaubt, daß ich am Einschlummern sei, und sie ergreift leise „die Katharre“ und spielt und singt: „die Kravatte“ aus Tankred: „Nach so viel Leiden,“ und ich ruhe aus nach so viel Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltsam aus meinen Träumen,

und die Unglückselige singt: „Wir winden dir den Junfernkranz“. —

In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daß die Melodie desselben wirklich schlecht sei. Im Gegentheil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix? Sie verstehen mich. Der ganze Freischütz ist vortrefflich, und verdient gewiß jenes Interesse, womit er jetzt in ganz Deutschland aufgenommen wird. Hier ist er jetzt vielleicht schon zum 30sten Male gegeben, und

noch immer wird es erstaunlich schwer, zu einer Vorstellung desselben gute Billete zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls Furore.

IV.

Berlin, 17. Juni 1822.

Ich weiß kaum, geehrter Herr und Freund, wie ich Ihnen meinen Dank aussprechen soll für die Veröffentlichung der mit — Schm. — unterzeichneten Recension meiner Gedichte in Ihrem Kunst- und Wissenschaftsblatte zum Westfälischen Anzeiger! Wahrlich, das ist ein Opusculum criticum aere perennius und verdient mit meinen Opusculis poeticis unsterblich zu werden. Es ist ein reiner, sonnenklarer Spiegel meiner poetischen Art und Begabung, der allen Recensenten unserer wurmstichigen altersgrauen s. g. kritischen Institute vor Augen gestellt und in ihren Recensir-, Schröpf- und Barbierstuben auf-

gehangen zu werden verdient, damit es ihnen tagtäglich, wenn sie Toilette machen, klar und anschaulich wird, was es heißt und ist, unpartheiische Kritik zu üben.

Fürwahr — ich und meine Gedichte spiegeln darin wieder mit allen unseren Tugenden und Lastern, Flecken und Warzen. Ich bin entzückt, habe die Recension bereits unzählige Mal gelesen, taumele schier in Lust und Seelenfreude umher. Das ist ein Recensent, der nicht zu der Goethe'schen Devise paßt:

Schlagt ihn todt, den Kerl, er ist ein Recensent!

Ich habe hin und hergesonnen, aus wessen Feder der glänzende Artikel geflossen sei; aber all mein Hin- und Her- und Nachsinnen ist vergeblich gewesen. Drum — nennen Sie mir mit umgehender Post seinen Namen, damit ich nicht zu Kohle und Asche werde; denn ich brenne wahr und wahrhaftig vor Sehnsucht und Ver-

langen. Und wäre ich zu Kohle und Asche verbrannt, ich würde schwerlich wieder daraus als Phönix erstehen; und das wäre schlimm für das liebe Deutschland, dem es an solchen Poeten wie ich bin — nach jener Recension — fehlt und schlimm für Ihr Blatt, dem es an Gelegenheit sonst mangelt, solche interessante Artikel zu bringen, schlimm für das Publikum, schlimm für Hölle und Himmel, in welcher Ersteren ist Zähneklappern und Geheul, in welchem Letzteren die Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe u. s. w.“ anstimmen, aber noch keine Heine'schen Lieder singen und Heine'sche Gedichte declamiren. Also — um mich und Sie, um Deutschland und Ihr Blatt, um das Publikum und Himmel und Hölle bitte und beschwöre ich Sie, bester Herr Doctor, nennen Sie mir den Namen dieses kritischen Simson, der mit dem gewaltigen Eselskinnbacken seines Wortes alle die tausend gereimten und ungereimten Poeten deutscher Zunge auf's Maul

schlagen und vollständig tabulam rasam machen wird! Verschweigen Sie mir den Simsonsnamen dieses Helden nicht; ich revanchire mich durch ein ferneres Halbdutzend von „Briefen aus Berlin“. Seien Sie versichert: ich halte Wort.

Ein verrückter alter König — ich glaube, er hieß Lear — versprach: „Ein Königreich für ein Roß!“ Ich verspreche: Sechs Briefe aus Berlin für einen Namen! Lösen Sie daher ihre Trappistenzunge und plappern wie eine Elster nur den ersehnten — Namen. Ich mögte Sie wie ein solch lebendes Echo in einen Käfig sperren, ihn in mein Fenster stellen, um ewig dieses eine Wort hören zu können. Es würde mir wie Nachtigallensang Ohr und Herz füllen.

Doch fürchten Sie nichts! Nur heraus mit dem Namen! Ich weiß nur zu gut, daß eingesperrte Poeten und Redacteure zu allen Zeiten Caricaturen sind, wie Kapuziner ohne Hemd, Inexpressibles und Strümpfe im neunzehnten

Jahrhundert, wiewohl ihr Knotenstrick um Leib und Hüfte dem Knotenstrick auf dem Rücken vorzuziehen ist. Fürchten Sie den Letzteren, von meiner Hand geschwungen, wenn Sie mir nicht schleunigst den unter der — Schm — Maske steckenden Recensenten entlarven. *)

*) Die in obigem Briefe mit Humor besprochene Recension der Gedichte Heine's ist — ernstlich genommen — die beste Production der Kritik darüber, kurz, aber treffend, so daß ich, da sie mir in einem Abdruck zu Gebote steht, keinen Anstand nehme, sie im Anhange mitzutheilen. F. S.

An Christian Sethe.

I.

Gnesen, . . . August 1822.

Schon einige Wochen studire ich, wie Du weißt, Land und Leute der Polackei. Jenes hat nur gedehnte Landstriche, bebaut und unbebaut und meilenlange Nadelholzwaldungen; diese bestehen aus polnischen Junkern, Bauern und Juden; nur in Posen und einigen größeren Städten gibt's Bürger. Das Junkerthum faullenzt und lebt auf hohem Fuße, der Bauer ackert die ganze Woche hindurch, nur seine Sonntagsarbeit ist eine andere; sie besteht darin, daß er zur Stadt und Kirche geht, sich rasiren läßt, eine Messe hört und sich

vollsäuft. Dann taumelt er Nachmittags zu seiner Lehmhütte heim, und schläft zwischen Hühnern und Schweinen, Rindvieh und Kälbern seinen Rausch aus, um am Montag früh wieder zum Dreschflegel zu greifen. Das sind die stereotypen Sonntagsfeier-Metamorphosen des Bauern in der ganzen Polackei.

Die polnischen Kinder Israels befleißigen sich wie unter allen Zonen der Mäßigkeit, ohne Mitglieder eines Mäßigkeitsvereins zu sein, verschenken Schnaps, ohne selbst ihn zu trinken, handeln und — schachern. Der Bürger ist wie überall der Philister, und hat unter dem preußischen Regiment — ich bin im und rede nur vom preußischen Polen, dem s. g. Großherzogthum Posen — den Eselskinnbacken eines Simson redivivus nicht zu fürchten; indeß lamentirt er über den preußischen Steuer- und Soldatenmaaßstock, den er noch mehr scheut als die patriarchalischen Prügel seines Gutsherrn.

Wo die Nationaltracht schwindet, da geht's auch mit der Nation zu Ende. Darnach wäre „Polen noch nicht verloren"; denn der größere, weit überwiegende Theil der Bewohner dieses ebenen Landes ohne Romantik, der Bauer, hält fest und zäh an der Nationaltracht. Geht er Sonntags zur Kirche, so trägt er die uralte Polackenvolksgarderobe, die Jacke ohne Aermel bis zur Mitte der Schenkel hinunterreichend, einen Oberzieher darüber mit Schnüren besetzt von grüner oder hellblauer Färbung, einen runden Hut mit hellem Rande, spitz wie ein abgeschnittener Kegel mit Band und Feder bunt geschmückt. Und mit dieser altehrwürdigen Nationaltracht hält er im höchsten Grade schnapsbegeistert Sieste in dem Schmutz und Kehricht der Straßen.

Unterdrückte Nationalität gleicht dem ewigen Juden, der nicht Ruhe hat, noch Rast; indeß kennt der Bauer in Polen nichts Nationales als seinen Rock und seine Jacke, die er sich geduldig

und ohne zu mucksen von seinem Herrn ausklopfen läßt, sich mit einer tiefen Kopfbeugung und einem Kuß auf den Rockärmel seines Peitschers bedankt, der ihn übrigens, weil er ihm leibeigen ist, ernähren und für alle seine Bedürfnisse sorgen muß. Nur der polnische Adel hat Nationalitätsgelüste; denn dem Juden, der zwischen Adel und Bauer steht, gelüstet nur nach kosmopolitischem Geld, das er durch Handel und Gewerbebetrieb gewinnt; die größte Zahl der Schnapsschenken und Fuselbrennereien sind in ihren Händen, und sie sind dadurch zur halben Pabstwürde gelangt; wie der heilige Vater *selig spricht*, so *macht* der polnische Jude den Bauer *selig*. Indeß wandelt er nicht wie jener in Glanz und Pomp der Welt einher, sondern in schäbigem Pelzrock, starkbevölkertem Haar und Bart, knoblauchduftend, ein grauenhaftes Bild, für die Leipziger Modenzeitung unbrauchbar. Nichts desto weniger ist ein solcher ekelhafter Sohn Israels, dessen Nähe man auf

zwanzig Schritte schon durch den Geruchssinn wittert, dem polnischen Adel unentbehrlich; jeder Angehörige dieser Kaste wählt sein Factotum für alle seine Geschäfte und Verkehrsbedürfnisse in der Person eines solchen Abkömmlings aus Abrahams Saamen. Im Adel allein glüht das Freiheitsgefühl, flackert das Feuer für Nationalität, und zwar heute noch eben so stark und gewaltig, wie zu Kosciusko's Zeit, und seine Weiber und Töchter würden mit allen Schönen der Erde, die Circassierinnen nicht ausgenommen, den Kampf aufnehmen und im Wettrennen nach dem Ziele des Liebreizes und der Anmuth um zwanzig Pferdekopfslängen und mehr ihnen voraus eilen. Eine Feder ist machtlos zur Schilderung einer polnischen Venus, nur Titian's Pinsel vermögte ein schwaches Bild auf der Leinwand wiederzugeben; doch was sage ich? ich erkenne die Machtlosigkeit meines Gänsekiels: besäße ich Titian's Pinsel, Mozart's Melodien und Calderon's Sprache,

ich könnte Dir das Gefühl in die Brust zaubern, das Du beim Anblick einer schönen Tochter Polonias empfinden würdest. Was sind Titian'sche Farbenkleckse gegen diese üppigen Altarbilder der Schönheit, welche Gott in den schönsten Stunden seiner Schöpferkraft und Begeisterung hingezaubert hat! Was sind Mozart'sche Klimpereien gegen die Worte, die aus diesen Rosenlippen hervorquellen! Was sind alle Calderonischen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Engel der Erde! Eine solche Aphrodite an der Weichsel sehn und in ihren Armen sterben! das lasse ich mir gefallen. Dem Briten überlasse ich gern, „Neapel zu sehn und zu sterben!“ —

Ich habe vorgestern die ersten Federzeichnungen zu einem ausführlichen Gemälde Polens begonnen, und gestern Abend, nachdem ich mich aus dem Familienkreise meines Freundes zurückgezogen hatte, fortgesetzt. Ein Berliner Journal wird dieses Produkt meiner Muse und Muße

gern in seinen Spalten veröffentlichen. So wird es auch Dir, lieber Christian, vor Augen kommen. Bis dahin übe die christliche Tugend der Geduld und begnüge Dich für heute mit der Versicherung meines leiblichen und geistigen Wohlbefindens in der Polackei. Der Deinige. *)

*) Heine war zum Besuch bei seinem Freunde Eugen von Breza, dem er sich in Berlin angeschlossen, einem Polen von Geburt, dessen väterliches Landbesitzthum unweit Gnesen belegen war. Diesem Aufenthalte in Posen verdanken wir Heine's Briefe aus Polen, zuerst im Jahrgange 1822 des Berliner Gesellschafter abgedruckt. Sie erregten große Sensation; Heine nahm sie später in seine Schriften auf, entfernte sie indeß auffallender Weise nachher wieder daraus. F. S.

II.

Paris, 16. Februar 1844.

Seit meiner Heimkehr von Hamburg bin ich mehr als fleißig gewesen, und mit gutem Gewissen kann ich mir darüber das beste Zeugniß ausstellen, ohne Gewissensscrupel zu empfinden, noch weniger als der Geheime Hofrath und Professor .... zu Heidelberg, von dem Du mir erzähltest, daß er einem faulen Studio, der sich in seinen Vorlesungen das ganze halbe Jahr hindurch nur einmal hatte sehen lassen, attestirte: Herr ... hat meine Vorlesungen mit Aufmerksamkeit gehört. —

Gewiß willst Du Näheres über meinen Fleiß hören. So vernimm denn!

Ich habe im verflossenen Monat ein ganzes Gedicht, ein Buch von 10—12 Bogen in Versen und Reimen, geschrieben, ein „Wintermährchen“ voll Thatsachen und Wahrheiten, „Deutschland“ betitelt. Läßt Campe nicht zu langsam den Druck fördern, so mußt Du schon im nächsten Monat im Besitz eines für Dich zum Voraus bestimmten Exemplars sein. Es wird, wie es im Hieronymus Jobs zu lesen ist, darüber

„geschehn ein allgemeines Schütteln des Kopfes“,

trotzdem, daß es weder

„vorn, hinten und der Mitten
Ist geziert mit schönen Holzschnitten“;

aber es wird sein „eine Historia lustig und fein“ und an Versen und „Knittelversen“ fehlt's auch nicht darin; mancher wird vielleicht sagen, wenn er es gelesen hat, über Deutschland werde darin mit Knitteln zu Gericht gesessen, und ihm statt des Stabes der Knittel gebrochen.

O wie werden die frommen und die politischen

Mucker Zeter und Wehe schreien! Auch die Münsterschen Wiedertäuferkäfige am Lambertithurm spielen in dem Gedicht eine Rolle; doch — ich plaudere nicht aus der Schule; gern hätte ich eine Trias von Zelotencadavern darin gesteckt und aufgehangen, die faulsten und stinkendsten unseres Jahrhunderts, wie vor drei Jahrhunderten man darin den Berndt Knipperdolling und Consorten erhöhte. Auch heuer würde es an Aasgevögel nicht fehlen, das sich die Muckerschinken wohl schmecken ließe. Man sollte der ganzen pietistischen Brut, die wider alles Fleisch wüthet, was nicht ist von ihrem Fleische, mit glühendrothen Knipperdollingszangen zu Leibe gehn, dem Berliner Kleeblatt zuerst, das dem gesunden Menschenverstand den Gehorsam aufgekündigt hat und von Tag zu Tag mehr dem Irrenhause entgegenreift. Ich könnte kalten Blutes, wie damals der Münstersche Pfaffe im fürstlichen Hermelin der Execution zuschauen. In meinem Wintermährchen

heize ich ihnen ein mit Höllenschwefel und Fegefeuerpech; vor Schmerz und Pein werden sie Polka und Masurka hüpfen, die Herostraten, welche nur darauf sinnen, jeden Ephesustempel der Aufklärung und Forschung in Asche zu legen. jene Baalspfaffen und politischen Krämerseelen!

Sobald Du irgendwo das Erscheinen meines Wintermährchens angekündigt findest, so lasse Steinmann nur auf der Stelle an Campe schreiben; ich habe ihm mündlich bei meiner Anwesenheit in Hamburg auf das Dringendste aufgetragen, Euch sofort jedem ein Exemplar zuzusenden.

Gegenüber diesem wintermährlichen Deutschland schrumpft mein zottiger Tendenzbär Atta Troll zu einem winzigen Petzchen zusammen; denn — jeder Vers darin ist ein Bär! Wenn ihm nur die wohllöbliche Preßpolizei in den zwei und dreißig deutschen Vaterländern „von deutschen Bundestags wegen“ nicht den eisernen Censurring durch die Rotznase zieht! Das schmerzt bekannt-

lich und beißt und reizt die Nasenschleimhaut ärger als Schnupftabak.

Und ließe die Polizei vielleicht meinen Wintermährchenbär frei und ungehindert auf allen Jahrmärkten neben Kameel und Affen tanzen, so thut sicher ein einiger Deutscher Einspruch; denn — ich citire Börne's Opera omnia, Tomus IV., — „wenn zwölf Deutsche zusammen stehn, so bilden sie ein Dutzend; und greift sie Einer an, so rufen sie die Polizei.“ Nirgend gedeiht die Polizei besser als auf deutschem Boden: hier wächst die Kalephstraube der Preßpolizei und erreicht alttestamentarische Größe; aber dennoch ist der Rebensaft, den man daraus keltert, 80gradiger Essig; darum machen die Literaten zwischen Rhein und Niemen auch so sauere Gesichter; und mit patriotischem Stolze darf jeder Deutsche behaupten, daß nur in seinem Vaterlande Zöpfe, Preßgesetze und Narren zur colossalsten Höhe emporblühen

wie Schling- und Unkraut im Urwalde Nord-amerika's.

Daß Du und Steinmann Euch Beide für das Doppelgeschenk der Freiexemplare wenigstens durch die sofortige Meldung eines etwaigen Verbotes meines „Deutschland" revanchirt, versteht sich ohne Erinnern von selbst; dafür erlasse ich Euch von Autors Gnaden eine jede briefliche Recension, und wäre sie noch schlechter als die, welche die Brockhaus'schen Blätter für s. g. literarische Unterhaltung unvermeidlich bringen werden; denn ich sehe schon die Leipziger pennsylvanischen Häuslinge den kritischen Gänsekiel kauen.

Deiner Frau die innigsten Grüße!

An Wilhelm Müller,

den Dichter der Griechenlieder u. s. w.

Hamburg, 7. Juni 1826.

Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen bei Uebersendung meiner Reisebilder einige Worte des Herzens zukommen zu lassen. Ich hätte Ihnen schon längst schreiben und Ihnen danken sollen für die liebevolle Aufnahme, welche meine Tragödien und Lieder bei Ihnen gefunden. Aber ich wollte warten, bis die trüben Nebel, die meine Seele umhüllten, in etwas zerronnen — ich war nämlich lange Zeit krank und elend. Jetzt bin ich es kaum noch zur Hälfte und ein solcher Zustand könnte auf dieser Erde vielleicht schon Glück genannt werden. Mit der

Poesie geht es noch besser und ich hege viele freudige Hoffnungen für die Zukunft. „Die Nordsee" gehört zu meinen letzten Gedichten und Sie erkennen daraus, welche neue Töne ich anschlage und in welchen neuen Weisen ich mich ergehe. Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daß mein kleines Intermezzo-Metrum nicht blos zufällige Aehnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die lieben Müller'schen Lieder waren, die ich zu eben der Zeit kennen lernte, als ich das Intermezzo schrieb. Ich habe sehr früh schon das deutsche Volkslied auf mich einwirken lassen, späterhin, als ich in Bonn studirte, hat mir August Schlegel*) viel metrische Ge-

---

*) Heine hatte während seines Aufenthaltes zu Bonn die erste Sammlung seiner Gedichte, die im Verlage der Maurer'schen Buchhandlung zu Berlin 1827 erschien, zusammengestellt und übergab das Manuscript A. W. v. Schlegel zur Durchsicht. Derselbe unterzog sich der sorg-

heimnisse aufgeschlossen, aber ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder und sämmtlich sind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen ist nur die Form einigermaßen volksthümlich, der Inhalt gehört der conventionellen Gesellschaft. Ja, ich bin groß genug, es sogar bestimmt zu wiederholen, und Sie werden es mal öffentlich ausgesprochen finden, daß mir durch die Lektüre Ihrer 77 Gedichte zuerst klar geworden, wie man aus den alten, vorhandenen Volksliedformen neue Formen bilden

samsten Durchsicht desselben und lud ihn zu sich ein, um mit ihm gemeinschaftlich dieselbe Vers um Vers durchzugehen. Ich erinnere mich, daß er jede Stelle, wobei er etwas zu bemerken gefunden hatte in irgend einer Hinsicht, mit Bleistift im Manuscript vermerkt hatte. Und Heine unternahm darnach auch die Correctur, und feilte immerfort, trotzdem man seinem kleinsten Liede die fleißigste Feile nicht ansieht, die er an jedes legte. Erst durch diese kritische Feile gab er seinen Poesien den äußern Schmelz und fesselnden Farbenschmuck. F. S.

kann, die ebenfalls volksthümlich sind, ohne daß man nöthig hat, die alten Sprachholperigkeiten und Unbeholfenheiten nachzuahmen. Im zweiten Theile Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchsichtig klarer — doch, was spreche ich viel von Formwesen, es drängt mich mehr, Ihnen zu sagen, daß ich keinen Liederdichter außer Goethe so sehr liebe wie Sie. Uhland's Ton ist nicht eigenthümlich genug und gehört eigentlich den alten Gedichten, woraus er seine Stoffe, Bilder und Wendungen nimmt. Unendlich reicher und origineller ist Rückert, aber ich habe an ihm zu tadeln Alles, was ich an mir selbst tadle: wir sind uns im Irrthum verwandt, und er wird mir oft so unleidlich, wie ich es mir selbst werde. Nur Sie, Wilhelm Müller, bleiben mir also rein genießbar übrig, mit Ihrer ewigen Frische und jugendlichen Ursprünglichkeit. Mit mir selbst, wie gesagt, steht es schlecht, und hat es als Liederdichter wohl ein Ende, und das

mögen Sie selbst fühlen. Die Prosa nimmt mich auf in ihre weiten Arme und Sie werden in den nächsten Bänden der Reisebilder viel prosaisch Tolles, Herbes, Verletzendes und Zürnendes lesen. Absonderlich Polemisches. Es ist eine gar zu schlechte Zeit, und wer die Kraft und den freien Muth besitzt, hat auch zugleich die Verpflichtung, ernsthaft in den Kampf zu gehen gegen das Schlechte, das sich so aufbläht, und gegen das Mittelmäßige, das sich so breit macht, so unerträglich breit.

Ich bitte, bleiben Sie mir gewogen, werden Sie nie irre an mir, und laßt uns in gemeinschaftlichem Streben alt zusammen werden. Ich bin eitel genug, zu glauben, daß mein Name einst, wenn wir Beide nicht mehr sind, mit dem Ihrigen zusammengenannt wird — darum laßt uns auch im Leben liebevoll verbunden sein. Ich will nicht überlesen, was ich an Sie geschrieben;

ich habe nur der Feder raschen Lauf gelassen, während ich an Sie dachte, und ich liebe Sie zu sehr, um lange zu überdenken, ob ich Ihnen zu wenig oder zu viel sage.

Ihr sehr ergebener rc.

Billet an Theodor von Kobbe*).

(Brouillon.)

Ohne Datum.

Tränke man in Deutschland so starken Thee wie in Holland, so würden Sie es nimmer wagen dürfen, den beikommenden Thee-Absud dem deutschen Publikum, welches Sie zum Thee einzuladen im Begriff stehen, vorzusetzen, da darin wenig Theegeist, aber desto mehr Wasser ent-

---

*) Heine war um einen Beitrag von Kobbe zu seiner „Wassernymphe" ersucht worden. Er sandte die Kleinigkeit, die umstehend mitgetheilt, ob mit einer Reinschrift des gleichfalls abgedruckten Billets in Brouillon oder mit einem anderen Begleitbriefe, weiß ich nicht. F. S.

halten ist. Nehmen Sie daher mit meinem guten Willen vorlieb.

(Der Beitag Heine's für das belletristische Album, welches Th. v. Kobbe für das Jahr 1831 unter dem Titel Wassernymphe herausgab, und worin sich derselbe auch abgedruckt findet, war der nachstehende:)

Der Thee von H. Heine.

Der Schauplatz der Geschichte, die ich jetzt erzählen will, sind wieder die Bäder von Lukka.

Fürchte dich nicht, deutscher Leser; es ist gar keine Politik darin, sondern blos Philosophie, oder vielmehr eine philosophische Moral, wie du es gern hast. Es ist wirklich sehr politisch von dir, wenn du von Politik nichts wissen willst, du erführest doch nur Unangenehmes oder Demüthigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daß ich mich die letzten Jahre fast nur mit Politik beschäftigt und sogar politische Bücher herausgab.

»Wir lesen sie zwar nicht — sagten sie — aber es macht uns schon ängstlich, daß so etwas in Deutschland gedruckt wird, in dem Lande der Philosophie und Poesie. Willst du nicht mit uns träumen, so wecke uns wenigstens nicht aus dem süßen Schlafe. Laß du die Politik, verschwende nicht daran deine schöne Zeit, vernachlässige nicht dein schönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunstansichten oder irgend eine gute philosophische Moral.«

Wohlan, ich will mich ruhig wie die Anderen auf's träumerische Polster hinstrecken, und meine Geschichte erzählen. Die philosophische Moral, die darin enthalten sein soll, besteht in dem Satze: daß wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im Geringsten selbst daran Schuld zu sein. Eigentlich sollte ich bei diesem Satze in der ersten Person des Singularis sprechen — nun ja, ich will es, lieber Leser, aber ich bitte dich, stimme

nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verschuldet.

Denn ist es meine Schuld, daß ich einen guten Geschmack habe, und daher guter Thee mir gut schmeckt? Und ich bin ein dankbarer Mensch, und als ich in den Bädern von Lukka war, lobte ich meinen Hauswirth, der mir dort so guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken.

Dieses Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demselben Hause wohnte, sehr oft angestimmt, und diese Dame wunderte sich darüber um so mehr, da sie, wie sie klagte, trotz aller Bitten von unserm Hauswirthe keinen guten Thee erhalten konnte; und deshalb genöthigt war, ihren Thee per Estafette aus Livorno kommen zu lassen.

„Der ist aber himmlisch!“ setzte sie hinzu und lächelte göttlich.

Milady — erwiderte ich — ich wette: der meinige ist noch viel besser.

Die Damen, die zufällig gegenwärtig waren, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und sie versprachen, des anderen Tages um sechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erscheinen, wo man so traulich beisammensitzen und in's Thal hinabschauen kann.

Die Stunde kam, Tischchen gedeckt, Butterbrödchen geschnitten, Dämchen vergnügt schwatzend — aber es kam kein Thee.

Es war Sechs, es wurde halb Sieben, die Abendschatten ringelten sich wie schwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer sehnsüchtiger, die Vögel zwitscherten immer dringender; aber — es kam kein Thee. Die Sonnenstrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerksam, daß die Sonne verzögernd scheide,

und sichtbar ungern die Gesellschaft ihrer Mitsonnen verlasse.

Das war gut gesagt, aber — der Thee kam nicht.

Endlich, endlich, mit seufzendem Gesicht kam mein Hauswirth und frug: ob wir nicht Sorbett statt des Thees genießen wollten?

Thee! Thee! riefen wir Alle einstimmig.

Und zwar denselben — setzte ich hinzu — den ich täglich trinke.

Von demselben Excellenten? Es ist nicht möglich.

Weshalb nicht möglich? rief ich verdrießlich.

Immer verlegener wurde mein Hauswirth; er stammelte, er stockte; nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geständniß, und — es löste sich das schreckliche Räthsel.

Mein Herr Hauswirth verstand nämlich die bekannte Kunst, den Theetopf, woraus schon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich

heißem Wasser zu füllen, und der Thee, der mir so gut geschmeckt, und wovon ich so viel geprahlt, war nichts anderes als der jedesmalige Aufguß von demselben Thee, den meine Hausgenossin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um die Bäder von Lukka haben ein ganz außerordentliches Echo, und wissen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

An August Lewald.

Paris, im Mai 1837.

— — — Es war im Concerte zum Besten der unglücklichen Italiener, wo ich Lißt verflossenen Winter zuletzt spielen hörte. Das Concert hatte für das Publikum noch ein besonderes Interesse. Aus Journalen wissen Sie zur Genüge, welches trübselige Mißverhältniß zwischen Lißt und dem Wiener Pianisten Thalberg herrscht, welchen Rumor ein Artikel von Lißt gegen Thalberg in der musikalischen Welt erregt hat, und welche Rollen die lauernde Feindschaft und Klatschsucht sowohl zum Nachtheil des Kritikers als des Kritisirten dabei spielten.

In der Blüthenzeit dieser scandalösen Reibungen entschlossen sich nun beide Helden des Tages, in demselben Concerte, Einer nach dem Andern, zu spielen. Sie setzten Beide die verletzten Privatgefühle bei Seite, um einen wohlthätigen Zweck zu fördern, und das Publicum, welchem sie Gelegenheit boten, ihre eigenthümlichen Verschiedenheiten durch augenblickliche Vergleichung zu erkennen und zu würdigen, zollte ihnen reichlich den verdienten Beifall.

Ja, man brauchte den musikalischen Charakter Beider nur einmal zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß es von ebenso großer Heimtücke wie Beschränktheit zeugt, wenn man den Einen auf Kosten des Andern lobte. Ihre technische Ausbildung wird sich wohl die Wage halten, und was ihren geistigen Charakter betrifft, so läßt sich wohl kein schrofferer Contrast erdenken, als der edle, seelenvolle, verständige, gemüthliche, stille, deutsche, ja österreichische Thalberg, gegen-

über dem wilden, wetterleuchtenden, vulkanischen, himmelstürmenden Lißt!

Die Vergleichung zwischen Virtuosen beruht gewöhnlich auf einem Irrthum, der einst auch in der Poetik florirte, nämlich dem sogenannten Prinzip von der überwundenen Schwierigkeit. Wie man aber seitdem eingesehen hat, daß die metrische Form eine ganz andere Bedeutung hat, als von der Sprachkünstlichkeit des Dichters Zeugniß zu geben, und daß wir einen schönen Vers nicht deßhalb bewundern, weil seine Anfertigung viele Mühe gekostet hat: so wird man bald einsehen, daß es hinlänglich ist, wenn ein Musiker Alles, was er fühlt und denkt, oder was Andere gefühlt und gedacht, durch sein Instrument mittheilen kann, und daß alle virtuosische Tours de force, die nur von der überwundenen Schwierigkeit zeugen, als unnützer Schall zu verwerfen und in's Gebiet der Taschenspielereien, des Volte-

schlagens, der verschluckten Schwerter, der Balancierkünste und Eiertänze zu verweisen sind.

Es ist hinreichend, daß der Musiker sein Instrument ganz in der Gewalt habe, daß man des materiellen Vermittelns ganz vergesse, und nur der Geist vernehmbar werde. Ueberhaupt, seit Kalkbrenner die Kunst des Spiels zur höchsten Vollendung gebracht, sollten sich die Pianisten nicht viel auf ihre technische Fertigkeit einbilden.

Nur Aberwitz und Böswilligkeit durften, in pedantischen Ausdrücken, von einer Revolution sprechen, welche Thalberg auf seinem Instrumente hervorgebracht habe. Man hat diesem großen, vortrefflichen Künstler einen schlechten Dienst erwiesen, als man, statt die jugendliche Schönheit, Zärte und Lieblichkeit seines Spiels zu rühmen, ihn als einen Columbus darstellte, der auf dem Pianoforte Amerika entdeckt habe, während die Andern sich bisher nur mühsam um das Vorgebirge der guten Hoffnung herumspielen mußten,

wenn sie das Publikum mit musikalischen Specereien erquicken wollten. Wie mußte Kalkbrenner lächeln, als er von der neuen Entdeckung hörte!

Ich hoffe, liebster Freund, daß dieser Brief Sie froh und heiter antrifft, im rosigen Lebenslichte, und daß es mir nicht wie dem fliegenden Holländer ergeht, dessen Briefe gewöhnlich an Personen gerichtet sind, die während seiner Abwesenheit in der Heimath längst verstorben sind. Ach! wie viele meiner Lieben sind dahingeschieden, während mein Lebensschiff in der Fremde von den fatalsten Stürmen hin und hergetrieben wird. Ich fange an schwindlich zu werden, und ich glaube auch, die Sterne am Himmel stehen nicht mehr fest und bewegen sich in leidenschaftlichen Kreisen. Ich schließe die Augen, und dann greifen nach mir die tollen Träume mit ihren langen Armen, und ziehen mich in unerhörte Gegenden und schmerzliche Beängstigungen. Sie haben keinen Begriff davon, theurer Freund, wie seltsam, wie

abenteuerlich verzaubert die Landschaften sind, die ich im Traume sehe, und welche grauenhafte Schmerzen mich sogar im Traume quälen.

Verflossene Nacht befand ich mich in einem ungeheuren Dom; es herrschte darin dämmerndes Zwielicht. Nur in den obersten Räumen, durch die Galerieen, die über dem ersten Pfeilerbau sich erheben, zogen die flackernden Lichter einer Procession: rothröckige Chorknaben, ungeheure Wachskerzen und Kreuzfahnen voran tragend, braune Mönche und Priester in buntfarbigen Meßgewanden hinterdrein folgend. . .

Und der Zug bewegte sich mährchenhaft-schauerlich in den Höhen, der Kuppel entlang, aber allmälig herabsteigend, während ich unten, das unglückselige Weib am Arm, im Schiffe der Kirche, immer hin und her floh. Ich weiß nicht mehr, ob welcher Befürchtung, flohen wir mit herzpochender Angst, suchten uns manchmal hinter einem von den Riesenpfeilern zu verstecken, jedoch

vergebens, und wir flohen immer ängstlicher, da die Procession, auf Wendeltreppen herabsteigend, uns endlich nahete.

Es war ein unbegreiflich wehmüthiger Gesang, und was noch unbegreiflicher, voran schritt eine lange, blasse, schon ältliche Frau, die noch Spuren großer Schönheit im Gesichte trug und sich mit gemessenem Pas fast wie eine Operntänzerin zu uns hinbewegte. In den Händen trug sie einen Strauß von schwarzen Blumen, den sie uns mit theatralischer Geberde hinreichte, während ein wahrer, ungeheurer Schmerz in ihren großen glänzenden Augen zu weinen schien.

Nun aber änderte sich plötzlich die Scene: statt in einem dunklen Dome befanden wir uns in einer Landschaft, wo die Berge sich bewegten und allerlei Stellungen annahmen wie Menschen, und wo die Bäume mit rothen Flammenblättern zu brennen schienen und wirklich brannten. Denn als die Berge nach den tollsten Bewegungen sich

gänzlich verflachten, verloderten auch die Bäume in sich selber, fielen wie Asche zusammen.

Endlich befand ich mich allein auf einer weiten wüsten Ebene, unter meinen Füßen nichts als gelber Sand, über mir nichts als trostlos fahler Himmel. Ich war allein. Die Gefährtin war von meiner Seite verschwunden, und indem ich sie angstvoll suchte, fand ich im Sande eine weibliche Bildsäule, wunderschön, aber die Arme abgebrochen, wie bei der Venus von Milo, und der Marmor an manchen Stellen kummervoll verwittert.

Ich stand eine Weile davor in wehmüthiger Betrachtung, bis endlich ein Reiter angeritten kam. Das war ein großer Vogel, ein Strauß, und er ritt auf einem Kameele, drollig anzusehn. Er machte gleichfalls Halt vor der zerbrochenen Statue, und wir unterhielten uns lange über die Kunst.

Was ist die Kunst? frug ich ihn.

Und er antwortete: Fragen Sie das der großen steinernen Sphinx, welche im Vorhofe des Museums zu Paris kauert.

Theurer Freund! Lachen Sie nicht über meine Nachtgeschichte. Oder haben auch Sie ein werkeltägiges Vorurtheil gegen Träume? Leben Sie wohl.

An Dr. Johannes Müller. *)

(Ort und Datum sind zerfetzt.)

Gewaltiger Nimrod auf Urweltswild! Lange habe ich nichts von Dir selbst gehört, nicht eine Zeile gesehn. Zwar verkünden medicinische Journale und andere Blätter den Ruhm Deines Namens; aber Du weißt, was ich von dergleichen Posaunenstößen halte. Wenn man wie ich die Pennsylvanische, egoistische Einwirkung der „renommirtesten“ deutschen Buchhändler — es sind wirk-

*) Der so früh der Wissenschaft entrissene Professor Johannes Müller in Berlin, einer unserer Bonner akademischen Commilitonen beschäftigte sich bekanntlich auch vielfach mit Forschungen auf dem Gebiete der Geologie und Naturgeschichte der Geschöpfe der Urwelt. F. S.

liche Händler, und sie wuchern gleich Kornhändlern, vulgo Kornjuden, nur im Interesse ihrer Geldbeutel — kennt, so besticht solch löschpapierenes Lob nicht. Unsere gegenwärtige s. g. Kritik in Deutschland ist eine Satyre: der Sosier, der Allmächtige, decretirt, wie ein Buch recensirt werden soll, und ein Galgen voll hungriger Scribenten greift zum Gänsekiele.

Deine neueste Schrift über das von Amerika importirte Urweltsriesenungeheuer hat mich durch den Scharfsinn amüsirt, womit Du jedem Knochen und Knöchelchen die ihm osteologisch gebührende Stelle von Rechtswegen angewiesen hast. Wenn ein glücklicher Fund dereinst die Reliquien der h. 11,000 Jungfrauen pêle-mêle an's Tageslicht förderte, so würde man keinen Andern — da des alten Cuvier Gebeine längst vermodert sind — als Dich berufen können, um Ordnung in diese Knochen-Unordnung zu bringen, und Du

würdest nach dem Motto des königlich-preußischen schwarzen Adlers: Suum cuique! einer jeden h. Jungfrau das Ihrige geben, vom hintersten Backenzahn, wenn er nicht schon einem Zahnbrecher als Opfer gefallen, bis zum Steißbein.

Sollte ich einst vor Dir sterben, und man mein Skelett wieder ausgraben, um ihm eine Sieste in einer Fürstengruft zu bereiten, wobei der Todtengräberspaten leicht einen Knochenwirrwarr anrichten könnte, so bevollmächtige ich Dich hiermit in bester Form Rechtens zum Restaurateur meiner Reliquien, damit am Tage des jüngsten Gerichts der ganze H. Heine aus Düsseldorf sich produciren kann, was die heil. drei Könige nicht können, da ich in Köln nur ihre Schädel gesehen habe. Die Zeloten unserer Tage wollen freilich von der Geologie und vorsündfluthlichen Osteologie nicht viel wissen; indeß sprechen meine eben hingeschriebenen Fingerzeige ihr unverkennbar das Wort.

Auf Dein wiederholtes Anrathen habe ich im verflossenen Winter des großen Cuvier großes Werk über die Urweltsmenagerie der Erde mit — Nutzen gelesen; die Mammouths und Riesenkatzen die Saurier und Flügeleidechsen, die Dinoterien, und Mastodons gehören gegenwärtig neben den Universitätskameelen und akademischen Professorenweisen zu meinen vertrautesten Freunden und liebsten Hauskamisölern, besonders da der Urweltsdreck aus dem Mastdarm der antediluvianischen vierbeinigen Freunde, woran selbst A. v. Humboldt und andere geologische Notabilitäten wie an's Evangelium glauben, nicht stinkt, was bekanntlich die Excremente unseres Jahrhunderts thun. Wie stehts übrigens mit Deinem Urweltsthierkothglauben? Kann man auch Häuser darauf bauen? Was die Gelehrsamkeit und Stubenweisheit alles ausheckt! Selbst Apartements mit vieltausendjährigem Urweltsguano!

Doch ich vergesse über die Urwelt die Gegen-

wart sammt dem eigentlichen Zweck dieser Zeilen. Du bist vielleicht noch im Besitz von einigem gereimten, auch ungereimten, poetischen Dreck von mir, dessen ich mich vor Jahren in Bonn entledigte. Da der Guano in der ganzen Welt im Preise steigt, so könnte möglicher Weise ich auch von jenem Einiges verwerthen. Prosaisch und verständlicher gesprochen: sollten sich bei Dir noch poetische Versuche und Reimereien ex anno 1819 bis 20 vorfinden, so lasse mir selbe durch Vermittlung der dortigen Maurer'schen Buchhandlung und Beischluß an die Hamburger Firma: Hoffmann et Campe zugehn. Ich bin mit Sammeln meiner Poetica beschäftigt, und möchte sich ein oder das andere Verschen vielleicht noch einrangiren lassen. Hast Du etwas Neues geschrieben, so versteht sich die Beifügung eines Exemplars an mich von selbst. Dein ꝛc.

Sendschreiben an den Eremiten von Gauting.

(Freiherrn von Hallberg.*)

Sehr geehrter Herr und Landsmann!

Es war fast vor 25 Jahren, als Ihr und Ihrer Brüder „Deutsches Kochbuch für

*) Mit diesem Sendschreiben hatte es folgende Bewandtniß: Ich projectirte die Herausgabe einer Monatsschrift in Heften unter dem Titel: Neuer Rheinischer Merkur, welche auch im Jahre 1846 erschien. Ich wollte selbe dem bekannten Freiherrn von Hallberg dediciren und bat Heine, mir nach gegebenen Andeutungen die Dedication zu entwerfen. Wie immer unterzog er sich bereitwillig dieser Mühewaltung, wenngleich ich eine ziemliche Zeit darauf warten mußte. Glücklicher Weise lief sie kurz vor Thorschluß, d. h. vor Ablauf der Erscheinenszeit, ein und wurde dem ersten Monatshefte vorgedruckt. F. S.

Leckermäuler und Guippees“*) zu Düsseldorf in dritter Auflage erschien. Das ist eine geraume Zeit, in welcher die edle Kochkunst, die achte der „sieben freien Künste“ — nicht Riesenschritte, sondern Riesensprünge, wahrhaftige Salto's mortales in Deutschland gemacht hat, was sich allein schon aus der Unzahl von Kochbüchern und Leckermäulern zu erkennen gibt, die sich seit jener Zeit wie Ungeziefer vermehrt haben. Das deutsche Volk hat sich seit ungefähr drei Jahrzehenden zu einer Küchennation herangebildet; ein Berliner Hofkoch edirt eine mit enthusiastischem Beifall beehrte „Küchenzeitung“; die Thätigkeit vieler Kräfte hat sich in den deut-

*) Die angezogene Schrift ist streng genommen Compilation, sie machte aber wahrhaft Furore und erlebte mehrere Auflagen, da sie rückhaltslos die Mißgriffe und Mängel der damaligen Regierungsverwaltungen Deutschlands, besonders Preußens, aufdeckte und geißelte, und ist noch jetzt in Folge der darin enthaltenen Actenstücke und Documente eine reiche Quelle für die Kenntniß der Zustände und Vorgänge jener Zeit. F. S.

schen, sowohl wirklichen, wie literarischen und journalistischen Küchen um das Sechsfache gemehrt, und das lebendige wie leblose Kücheninventar an Köchen und Köchinnen, Mägden, Küchenjungen, Bratenwendern, Casserolen, Töpfen u. s. w. sich um ebensoviel verstärkt.

Auch in den Staats- und diplomatischen Küchen ist alles gesteigert, wie in den hochadeligen Küchen und in manchen derselben huldigt man neuer Gourmandise. Und vollends in den bürgerlichen Küchen, selbst am bäuerlichen Heerdfeuer geht's hoch und seltsam her; da kocht man nicht blos deutsch, sondern auch französisch, englisch und dann hinwiederum deutsch. Ganz richtig bemerkten Sie, Herr Eremit und Ueberallundnirgends, vor einem Vierteljahrhundert schon in Ihrem Kochbuche:

„Hat ein Volk es einmal so weit gebracht, daß seine Grenznachbaren ihm Etwas ablehnen oder nachmachen, so ist dies ein großer Schritt

zur Oberherrschaft — der Ideen, so wie wir von Frankreich zuerst unsere Moden, Pomaden und endlich Gesetze erhielten. Als der große Friedrich allgemein bewundert ward, da fingen die deutschen Reichsfürsten an, ihren Truppen preußische Uniformen zu geben."

Dabei ist mancher Brei verkocht und manche Suppe versalzen worden, weil zu viele Köche gekocht, zum Kochlöffel gegriffen und gequirlt und gewirthschaftet haben zum Erbarmen.

Mein „rheinischer Merkur" ist nun nichts Anderes als ein Kochbuch für Jedermann; kein Stand ist darin vergessen, vielmehr auf Bedürfniß und Geschmack Aller Rücksicht genommen, obwohl es Ihr Muster- und Meisterwerk nicht erreicht. Was seine äußere Anordnung betrifft, so gebe ich meine Küchenrecepte und Küchengerichte in bunter Folge durcheinander, gleich einem Häringsalat, der, trotz seines Alters, immer noch ein pikantes und unter

gewissen Zu- und Umständen unentbehrliches Gericht bleibt, z. B. bei Katzenjammer, Magenüberladung u. s. w. Sie sind nicht in systematische Gänge nach den Dogmen und Lehren der Küchentheologie geordnet.

Leicht hätte ich unter der Rubrik: „Fastenspeisen“ die Censur und päpstliche Bullen, unter „Rührei“ gewisse Gesetzgebungen, unter „Brühen“ die Vorträge mancher Provinzial-Stände-Versammlungen, unter „Schaumgerichte und Aufläufe“ die Reden mancher Landtage, unter „Gelées und Sülzen“ gewisse Petitionen, unter „Gefrornes“ die römischen Allokutionen, unter „Eingemachtes“ die Rechtspflege, unter „Ragouts“ gewisse Urtheile, unter „blinde Fische“ die — — —, unter „Krebse“ die Machinationen der Reaktion bringen können.

Ich hätte unter „Hülsenfrüchte“ die schwerverdaulichen Gerichte der Steuern, Lasten und Abgaben, unter „Boeufs à la Mode“

manche Stadtverordnetenversammlungen, unter „gesottene Krebse“ den Rheinischen Beobachter, unter „arme Ritter“ die Verwaltungen milder Stiftungen, unter „Schaafskopf mit Trüffeln“ die städtischen Verschönerungs-Kommissionen, unter „Schwarzwild mit Sauçe à la diable“ die Sklaverei, die, Gottlob! im ganzen deutschen Vaterlande als exotisches Gewächs nicht gedeiht, unter „Meerrettig und spanischen Pfeffer“ die Uebergriffe der Büreaukratie, unter „Knoblauch“ die Zustände des Judenthums auftischen können, und für Vollbluthengste, Jagdgerechtigkeit, Pferdewettrennen, Wildschaden, das öffentliche Elend, adelige Bärte, Communismus und Socialismus, Eisenbahnträume, Handelsphantasmen und dergleichen Dinge mehr, die heutzutage an der Tagesordnung sind, hätten sich eben so leicht passende Kategorien gefunden.

Das habe ich aber nicht gethan, weil mein Kochbuch nicht für Bibliotheken geschrieben ist,

sondern nichts weiter als ein „Neues deutsches Kochbuch für Staats- und adelige Hauswirthschaften, bürgerliche und Bauernküchen“ sein soll. Daß ich Ihnen, Herr Eremit, dasselbe zu Füßen lege mit der Bitte, es auf- und anzunehmen, werden Sie verzeihen

dem Herausgeber.

An — — — —

Paris, 30. April 1846.

Den unten stehenden Artikel sähe ich gern bald in einer deutschen Zeitung abgedruckt. Der Augsburger Allgemeinen Zeitung ihn von hieraus direct zuzusenden, nehme ich aus besonderen Gründen Anstand. Ich überlasse Ihrem Gutdünken die Wahl des Blattes, bitte aber mit der Absendung nicht zu säumen. Zu allen Gegendiensten bereit Ihr u. s. w.

(Der beigelegte Zeitungskorrespondenzartikel lautete also:)

+ Paris, 30. April. Das Attentat des Oberförsters Lecomte auf den König Louis Philipp macht noch immer viel und vieles von sich sprechen. Den verhängnißvollen Schuß hat gleichsam

in letzter Instanz die Bureaukratie und namentlich die grenzenlose Unordnung des Beamtenpersonals im Privatcabinette des Königs herbeigeführt. Der „Königsmörder", bekanntlich eine als Mensch wie Beamter in jeder Hinsicht ehrenwerthe Persönlichkeit hatte wegen fortdauernden Zwiespalts mit seinen Vorgesetzten nach einem bewegten Leben seinen Abschied aus dem Staatsdienste genommen. Um unabhängiger leben zu können, reichte er dem Könige eine Bittschrift ein, in welcher er um Capitalisirung seiner geringen Pension von 388 Francs bat.

Anstatt nun diese Bittschrift der Verwaltung der Civilliste, als der competenten Behörde zukommen zu lassen, wurde sie mit tausend anderen im Cabinette des Königs bei Seite geschoben, in Packete gepackt und weiter nicht berücksichtigt. Lecomte, der vergebens auf Antwort wartete, verrückte sich den Kopf, maß die Schuld in seiner beschränkten Denkweise dem K ö n i g e bei und ent-

schloß sich endlich, nachdem er anfangs Pläne gegen den General-Intendanten gemacht hatte, den König zu erschießen. Nachdem das Attentat stattgefunden hatte, gab Lecomte als Ursache desselben die Nichtberücksichtigung der Bittschrift an. Man theilte dies dem Könige mit, der die höheren Beamten seines Cabinettes deshalb zu Rede stellte. Diese leugneten, je eine solche Bittschrift erhalten zu haben, die Untersuchungsbehörden strafen darauf den Gefangenen Lügen, dieser aber beharrt standhaft bei seiner Aussage. Eines Sonntags, als man auf dem Marsfelde eine Revue zu Ehren Ibrahim Pascha's abhielt, war der Justiz-Minister Hebert mit dem General-Procurator wegen des Processes in Neuilly. Man stellt dem Könige vor, daß Lecomte's Aussage aller Wahrscheinlichkeit nach richtig sei, und der König sendet einen Boten in die Tuilerien mit dem Befehle, Nachsuchungen über die Bittschrift zu machen. Zufälligerweise war der einzige Ca-

binets-Chef des Secretariats der Bittschriften, der allenfalls Auskunft hätte geben können, bei der Revue, und da der Befehl zu entschieden war, als daß man den Boten unverrichteter Sache wieder hätte nach Neuilly zurückkehren lassen können, fangen mehrere Beamte aufs Gerathewohl in allen Schränken und Kisten zu suchen an. Der Cabinets-Chef kommt gegen Abend von der Revue zurück, sieht, indem er den Carroussel-Platz überschreitet, die Fenster seines Büreaus offen, kehrt ein und trifft die Pedelle eben mit Suchen beschäftigt an. Wüthend über die Unordnung, die man unter den Papieren angerichtet hat, findet auch er in seinem Gedächtnisse den nöthigen Faden nicht, und erst, als man ihm die Wichtigkeit der Situation auseinandersetzt, gelingt es ihm, die Bittschrift Lecomte's aus dem Wuste hervorzusuchen.*)

*) Der Lecomte'sche Fall in Frankreich ist ein Pendant in gewissem Sinne zu dem Tschech'schen Attentate

in Preußen. Den obigen Artikel darüber aus Heine's Feder brachte eine mitteldeutsche Zeitung; der Herr Einsender hat sie mir in einem ausgeschnittenen Stücke aus derselben zugehen lassen, ohne mir den Namen des Journals zu nennen. Das verhängnißreiche Gesuch Lecomte's an Louis Philipp lautete:

Sire! Indem ich dem Willen des Herrn von Rumigny, Ihres Adjutanten, nachgab, habe ich 10 Dienstjahre geopfert. (Man weigerte bei Feststellung seiner Pension die zehnjährige Zeit des Militairdienstes Lecomte's zu berechnen.) Während der 15 anderen Jahre im Dienste Ew. Majestät war es mir nicht möglich, auch nur meinen Legionairsgehalt zu sparen. Heute bewilligt man mir eine jährliche Unterstützung von 388 Francs, da doch der Rechnungsbetrag meiner Dienstjahre, wie er auf dem Inspektionsamte zu Fontainebleau erhoben ist, 400 und etliche Francs ausweist.

Aber das ist noch eine Bosheit des unwürdigen Conservators! Reden wir nicht mehr davon! Warum ich zum letztenmale um eine Gnade bitte, ist die Capitalisirung dieser jährlichen Unterstützung, um, wenn es mir möglich, in der Ferne eine neue Laufbahn wieder beginnen zu können, und Ew. Majestät die Urkunde zurückzugeben, die mir von dem Herrn General-Intendanten zugesandt ist, damit sie mich nicht beständig an mein Unglück erinnere.

Paris, 29. Octbr. 1845.

Lecomte.

An Friedrich Steinmann.

I.

Berlin, 6. Februar 1821.

Nach dem Koran sind die Dinte des Schriftstellers und das Blut des Märtyrers in den Augen des Himmels von gleichem Werth. Vor irdischen Augen wird die Dinte des Literaten häufig Martyrerblut, und mindestens geräth der Literat oft in die Dinte. In den letzten Tagen des verflossenen Monats habe ich auch wieder einiges rothes Herz- und schwarzes Dintenblut vergossen, indem ich innerhalb dreier Tage ein kleines einaktiges Drama geschrieben habe. In welche kritische Dinte mich diese dramatische

Schnellgeburt bringen wird, wissen die Götter allein.

Du wirst begierig sein nach dem Inhalt dieses meines zweiten Schrittes nach unsterblichem Shakespeareruhm. Ich bin indeß ein schlechter Prosector und Zergliederer meiner eigenen Geisteskinder; doch will ich's versuchen. An Grauenhaftem fehlts nicht darin; wir leben ja in der Zeit der „Februare", der „Schuld" und „Ahnfrau" *). Von dieser dramatischen Kinderkrankheit der Gegenwart ist nun auch mein Ratcliffe — so ist der Name meines Drama — in der Geburt schon befallen, und wenn er einst die Wände der deutschen Theater beschreien wird, wird's dem weiblichen Bühnenpublikum nicht an Gänsehaut und Thränen fehlen. Perlen bedeuten Thränen! sagt Lessing's Emilia Galotti; ich wollte die

*) Die Namen der bekannten, damals Furore machenden Dramen von Werner, Müllner und Grillparzer. F. S.

Thränen, welche mein Stück den Augenwimpern der Damenwelt entpressen wird, wären Perlen; ich würde sie wie Cleopatra in Wein auflösen und sie trinken. Es würde ein respectabler Rausch und ein noch respectablerer Katzenjammer geben.

William Ratcliffe wird durch Mary's höhnische Zurückweisung seiner heißen innigen Liebe zu ihr zum Verworfenen.

„Und höchnisch knixend sprach sie frostig: Nein!"

Eltern= und liebelos sucht er die Qual seines Herzens im Gewühle London's, der Weltstadt zu übertäuben:

Schlecht, schlecht gelang mir der Betäubungsplan.
Portwein, Champagner, Alles wollt' nicht fruchten:
Nach jedem Glase ward mein Herz betrübter.
Blondinen und Brünetten, keine konnte
Forttändeln und fortlächeln meinen Schmerz:
Sogar beim Pharo fand ich keine Ruh',
Maria's Aug' schwamm auf dem grünen Tische,
Maria's Hand bog mir die Parolis,
Und in dem Bild der eckigen Coeurdame
Sah ich Maria's himmelschönen Züge!

Maria war's, kein dünnes Kartenblatt;
Maria war's, ich fühlte ihren Athem;
Sie winkte: ja! sie nickte: ja! — Va banque! —
Zum Teufel war mein Geld — die Liebe blieb.

Er wird Räuber, treibt in England sein Wesen; dennoch zieht's ihn fort wieder nach Schottland. Da er unter fürchterlichen Flüchen den Schwur bei sich besiegelt hat:

Von dieser Hand soll fallen der Verweg'ne,
Der's wagt, Marien bräutlich zu umfangen

erlegt er im Zweikampf nacheinander zwei ihrer vom Vater ihr zugeführten Bräutigame, und überbringt jedes mal in der Brautnacht der des Bräutigams harrenden Braut den Verlobungsring. Das Drama beginnt, als der Priester Mariens Hand mit der des Grafen Douglas, ihres dritten Bräutigams, verbunden hat. Ratcliff fordert auch ihn zum Duell; aber das Glück verläßt ihn diesmal, und Douglas schlägt ihm das Schwert aus der Hand. Ratcliff, geistig vernichtet, stürzt in das Schloß; in Marien, entsetzt,

ihn verwundet zu sehen, erwacht die alte Liebe. Er dringt in sie, mit ihm zu fliehn; sie dringt in ihn, vor Douglas zu fliehn; da erwachen Wahnsinn und Wuth in Ratcliff; er eilt mit ihr vor dem nahenden Vater und Bräutigam ins Brautgemach, ersticht die Braut und erschießt sich. Das ist das Gerippe der Handlung des Stückes, sich, allen Colorits entkleidet, Dir vorstellend. Nimm nunmehr den Tizians- und Höllenbreughels-Pinsel Deiner Fantasie zur Hand und schmiere, streiche und klecks ein Paar Dutzend Paletten voll Farben darauf vom blendendsten Höllenfeuerroth bis zum dunkelsten Schnupftabaksbraun, so steht Deines Freundes neuestes Drama Dir vor Aug' und Seele.

Der altschottische Balladenton:

> Mein Sohn, was ist dein Schwert so roth? —
> „Ich hab geschlagen mein Liebchen todt."

schwirrt wie Eulenflugrauschen durch das Ganze, accompagnirt von den Aeolsharfenlauten der Liebe.

„Wenn das nicht gut für die Wanzen ist!"

so weis ich's wahrlich nicht. Ich meine, damit Du mich recht verstehst, nicht die Bettwanzen, die einen armen Poeten hier in Berlin arg plagen, sondern die Recensentenwanzen in den deutschen Prokrustesbettstellen der Kritik, die ihn noch grausamer maltraitiren bis aufs Blut. Und Poetenblut soll 80 Grad süßer sein als ordinaires Menschenblut, obwohl es einem Dichterstübchenleben nicht an Bitterkeiten fehlt.

Was mir den letzten Impuls zu diesen dramatisirten Gesange verschmähter Liebe gegeben, entdecke ich Dir noch nicht; Du wirst es schon später erfahren; dann ist auch das Bild mit augenschmerzender Tabaksbeize getränkt; es hat mir viele Thränen gekostet*); darum kümmern sich freilich die Recensionen nicht, und wenn ich auch ein großes Vorwort in Prosa schriebe,

*) Anspielung auf den Verlust seiner Geliebten, Eveline.

worin ich der Recensentenhorde meinen Seelenschmerz und meine Thränen mathematisch bewiese. O diese seelenlosen Lumpen kümmern sich blos um das, was Schwarz auf den weißen Papierlumpen steht; wie viel Schweiß und Blut und Herzweh des Dichters es gekostet, ist ihnen gleichgültig.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu.
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Ich denke den Ratcliff, dieses Kind meiner Schmerzen, zugleich mit meinem Almansor in die Welt zu schicken. Bis dahin wirst Du auf die Freude warten müssen, seine werthe Bekanntschaft zu machen.

II.

Am 7. Juni 1827.

Der Dichter hängt, das sehe ich von Tag zu Tag mehr ein und namentlich, seit ich meinen Almansor habe drucken lassen, von den Launen der launigsten aller Göttinnen, der Glücksgöttin, ab. Wirft sie doch einem reichen Lump das große Loos in den Schooß und läßt den armen Dichter darben. Indeß wie gern ertrüge er die großen und kleinen Leiden seines Dachkämmerleins, afrikanische Wüstenhitze, venedische Bleikammerglut und sibirische Eiseskälte, wenn er nur Anerkennung beim Publikum findet.

Das Publikum sind alle Leut',
Drum ist es dumm und auch gescheidt

singt treffend Wilhelm Robert. Aber das Publikum ist eine undankbare Bestie und verdiente einen eisengegitterten Menageriekasten, wie die Hyäne und der Eisbär; denn entweder ist es wie jene und zerreißt und zerfetzt ihn, oder ist bei allen seinen heißen Bestrebungen kalt wie dieser. Ist es gleichgültig gegen ihn und beschäftigt sich allein mit seinen Privatangelegenheiten und Privatamusements wie der Menagerieaffe aus Langweile mit Läuseknicken, so mag das noch hingehn. Aber vorzügliche Dichterproductionen ganz ignorirt zu sehn, ist das größte Mißgeschick des Poeten. Es packt ihn wie mit Bärentatzen und erdrückt ihn und seine poetische Kraft.

Mit welcher Kraftanstrengung ich an meinem Almansor gearbeitet, weißt Du von Beul her, wo ich ihn begann; und trotz allen Herzblutes und Gehirnschweißes, die ich daran vergeudet, habe ich keine Freude an diesem Kinde. Das Weib des Pelicans öffnet seine Brustadern, um

seine Jungen zu letzen. Auch ich that's, aber vergeblich; das deutsche Publikum ist mit Hessenblindheit geschlagen und hat Schwabeneinsicht; was habe ich da zu erwarten? — O diese Eisbären und ihre Kälte!

In dieser Stimmung war ich gestern, sie war zum Erschießen scheußlich, als mir aus dem Journalcirkel das neueste Heft der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik auf mein Zimmer gebracht wurde. Du weißt, daß ich für das gelehrte Junkerthum, welches sich in den Spalten dieses Journals spreizt, gar geringe Sympathieen hege. Indeß nehme ich das Heft zur Hand, blättere darin und finde in Nr. 96 und 97 einen Artikel über meine Reisebilder.

Ich suche nach dem Namen meines Recensenten und — der Name Immermann tritt mir entgegen. Du weißt wie ich ihn als Dichter und Kritiker schätze; er recensirte, wie Dir bekannt ist, im Westfälischen Anzeiger ausführlich

mein erstes Buch, meine vor fünf Jahren gedruckten Gedichte und jetzt treffe ich ihn als Recensent meiner Reisebilder.

Er stellt ein Resumé gleichsam über mich und die verschiedenen Beurtheilungen, die meinen Gedichten geworden sind, vorauf, indem er u. a. sagt, das Meiste, was ich bisher geliefert, seien lyrische Poesieen; auch in der vorliegenden Sammlung sei die poetische Beschreibung der Harzreise ihrem Charakter nach rein lyrisch. Erwägen wir — fährt er fort — in welcher Art sich dieser Lyriker bisher entfaltet hat, so zeigt sich zuvörderst in der Wahl tes Gegenstandes etwas, was von den meisten Erscheinungen dieser Art der Poesie abweicht.

Der Inhalt seiner Lieder ist kein fröhliches, sanftes, er ist ein düsteres schreckliches Thema. Nicht um rosenbekränzte Becher schwärmt seine Fantasie; sie führt ihn nicht zu den Festen glücklicher Menschen, sie feiert weder die erwartende,

noch die beglückte Liebe, sondern sie klagt und zürnt über die Untreue der Geliebten, die des Dichters Andacht verschmähend, dem Unwürdigen sich ergab; das Götterbild ist versunken, dem Dichter schien alles Schöne und Herrliche der Erde in den Abgrund nachzustürzen."

"Dieser heiße Liebeszorn und Schmerz durchzieht mit wenigen Ausnahmen alle Gedichte Heine's; auch in den Naturgemälden, in den Nachbildungen alter Romanzen und Sagen, die hin und wieder vorkommen, läßt er sich in perspectivischer Form erblicken; er ist als der bisher klargewordene Mittelpunkt von des Dichters Gefühl zu betrachten . . . . Deshalb ist es gerade vortheilhaft, wenn Heine einen anscheinend sobald erschöpften Gegenstand immer und immer wieder vornimmt" u. s. w. u. s. w.

Du kennst meine Faulthiersnatur im Abschreiben, und selbst im gegenwärtigen Augenblick, wo ich mein Lob abschreibe, fühle ich keine Re-

gung, diese natürliche Abneigung abzulegen. Ich schließe daher meine Auszüge aus der Immermann'schen Recension und empfehle Dir dringend, Dich nach ihr zur eigenen Lectüre umzusehen. Doch — einen Extrakt, einen Zug aus dieser Champagnerflasche ungefälschter Kritik muß ich noch thun. Es ist die Charakteristik der Nummer 28 der Gedichte und schlingt gleichsam einen Lorbeerkranz um meine Stirn. Siehe, wie frisch er ist!

„Ein anderes Gedicht, das 28te, behandelt die Aufgabe, eine innerlich zerstörte Familie darzustellen; der Mond beleuchtet wieder die Scene, aber wie verschieden:

Der bleiche herbstliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof
Das stille Pfarrerhaus.

„Die Familie ist in der Stube. Die Mutter liest in der Bibel, der Sohn starrt ins Licht, die

ältere Tochter ist schlaftrunken, die jüngere beklagt sich über Langweile in dem öden Hause. Jene will zum verliebten Grafen, der Sohn von den drei Jägern Gold machen lernen.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
In's magere Gesicht hinein:
So willst du, Gottverfluchter!
Ein Straßenräuber sein!

Sie hören pochen an's Fenster,
Und sehn eine winkende Hand:
Der todte Vater steht draußen
Im schwarzen Pred'gergewand.

„Hiermit schließt das Stück. An ihm ist besonders der Lapidarstyl merkwürdig, mit welchem der Dichter das Schreckliche behandelt hat. Wie würden Andere den Stoff ausgesponnen haben, der so viele Fäden darbot! Heine hat eine ganze Familientragödie in wenige Verse zusammengedrängt, und doch lebt jede Gestalt, doch ist jede deutlich. Das Talent glücklich zu schließen, zeigt

sich hier einmal recht glänzend; der todte Vater draußen wirkt wie ein tragischer Chor.“

Nimm den Hut ab, Steinmann; oder trägst Du eine Mütze, so ziehe sie rasch vom Kopfe vor

Deinem H. Heine.

III.

Paris, 31. December 1831.

Das mir zugesandte Exemplar der Gutzkow'schen Zeitschrift*), worin sich der Artikel über das Preiswettrennen, welches Gubitz als Herausgeber des Gesellschafters ausgeschrieben hat, findet, ist voll des Lobqualms für Dich. Gerne hätte ich Dich mit eigenen Augen auf dem arabischen Renner (oder war's ein Gaul, der seinen Stammbaum und sein Vollblut aus der Haide von Dülmen und Dorsten ableitet) den Wettritt „in's alte romantische Land“ zurücklegen sehn. Oder war's des Ritters Quixote Rosinante oder

*) Vergl. Anhang.

Sancho Pansa's Esel selbst, worauf Du Deinen Mittwettrennern und ihrer ganzen Cavalcade um eine gute Zahl von Pferdekopfslängen zuvorgekommen sein sollst? Mir schwirren wie Eulen und Fledermäuse allerlei Struben'sche rechtliche Bedenken durch das Hirn mit ungläubigen Thomasohren und blöden Nachtvögelaugen; sie werden nicht von mir lassen und mich so lange beunruhigen, bis ich selbst gesehn und gelesen habe.

Sende mir daher auf dem bekannten Wege diejenigen Nummern des Gesellschafters, worin Deine Donna Quixote abgedruckt ist; Du könntest bei einer etwaigen Preisbewerbung eines anderen deutschen Journals nach diesen Antecedentien mit vollem Fug und Recht eine Sancha Pansa darauf folgen lassen, die einen Eselsritt durch die Distelächer der deutschen periodischen Presse macht; und wie sich weidlich ihre Eselin an dem ihr darauf gebotenen Leibgerichte erfreut, so könnte Donna Pansa, die Viehmagd des edlen Ritters aus la

Mancha, der Journalwelt Deutschland's und ihren junkernden, hervorragenden Heroenköpfen den wohlverdienten Lorbeer um's leere Haupt flechten. Denn Niemand hat auf eine derbe Züchtigung heut zu Tage mehr Anspruch, als gerade diese wahrhaft grandiose Misere des Tages.

Sind doch alle unsere Blätter sonder Ausnahme auf Gegenseitigkeit gegründete Lobversicherungsanstalten, und in ihren Organen wird ein Esel von dem andern durchgeweihräuchert. Dieser penetrante Weihrauchsduft, der mir das Besuchen der katholischen Kirchen verleidet, hat noch zur Folge gehabt, daß ich der Lectüre der deutschen Journale gänzlich entwöhnt bin, und ich nur dann eine Nummer oder ein Heft derselben perlustrire, wenn es mir wegen eines Schmäh- und Schimpfartikels auf mich mitgetheilt wird; denn die darin zu Gericht sitzenden literarischen Besenbinder kennen, wenn's mich betrifft, keinen anderen Styl als den Besenstiel.

Da greife ich denn zum Blitzstrahl und Donnerkeil — denn auf den groben Klotz gehört ein grober Keil — und schmettere das Unkengezücht nieder.

Noch gestern habe ich ein solch milchbärtiges Kritikastergesicht in meine kritische Baderstube geschleppt, ihm den Flaum eingeseift und zugleich einem altersgrauen Literaturzeitungspetz das dicke Bärenfell ausgeklopft. Solche patriarchalische Mühewaltung hat zwar auf den ersten Blick etwas Danaidenfaßartiges; indeß dringt's doch bis auf Nieren und Leber, und jene Rotte Korah scheut dergleichen Manipulation, wie Prometheus das Schnabelhacken des Geiers.

Nachdem ich dem Figaro und Wichsier in's Handwerk gegriffen und die justificirten Armsünder auf dem Schindanger zu wohlverdienter Strafe, Anderen aber zum abscheulichen Beispiel auf's Rad geflochten, kehrte meine alte Ruhe zu-

rück, und ich schrieb das anliegende Gedicht: Mähnenschütteln*); ich denke, es enthält meine Rechtfertigung da, wo ich etwa vielleicht zu stark ausgeschritten bin. Glück zum Neujahr!

*) Abgedruckt in den Dichtungen.

IV.

Paris, 4. Februar 1832.

Du weißt, wie großen Dank ich meinem Oheim Salomon schuldig bin. Wie ein Vater hat er sich meiner stets angenommen, und wenn ich ihm meine Kindesgefühle auszusprechen im Begriff stand, wurde er warm und schickte sich an, mich vor die Thür zu werfen. Es drängt und zwingt mich und läßt mich nicht ruhen, ihm einen Denkstein ganz en miniature bei Lebzeiten zu setzen. Ich habe ihn gemeißelt und sende ihn Dir, mit der Bitte, Handlangerdienste mir bei seiner Aufstellung zu leisten.

Auf dem beiliegenden Blatte findest Du einen von den vielen Fällen aufgezeichnet, worin sein mildes Herz waltete. Du wirst dafür Sorge

tragen, daß dasselbe in irgend einem Blatte, gleichviel in welchem, seine Stelle findet, und wäre es nur ein Local- und Winkelblättchen. Es wird von da schon in andere Blätter übergehen. Zaudere indeß nicht in Erfüllung meiner Bitte. Du brauchst mir keinen Abdruck zuzusenden; ich bin gewiß, selbst bald irgendwo anders eine Reproduktion des kleinen Artikels anzutreffen. Da mich der Wunsch, ihn bald gedruckt zu sehn, ganz erfüllt, so habe ich die Beantwortung meines letzten Briefes Deinerseits nicht abgewartet, sondern sende Dir das Blatt zum angedeuteten Zwecke heute.*)

*) Ich verfuhr nach Heine's Wunsch und ließ den Artikel drucken; er ging, wie Heine vorausgesehen, in viele Blätter über. Ich lasse ihn hier folgen. Im Jahre 1856 nach dem Tode Beider habe ich einen Wiederabdruck nochmals in einem Blatte veranlaßt. Der Artikel lautet:

— Ein Mann, der in Betreff des Wohlthuns als Autorität gelten kann, Salomon Heine in Hamburg, weigerte sich, einem Bittenden einen Thaler zu geben. Wo er aber eine Familie mit einem kleinen Kapital aufrichten konnte, that er es. Zu Salomon Heine kam ein

Handwerker und bat ihn um ein Anlehen, weil er sein Geschäft gern ausbreiten wolle; er habe Bestellungen genug, er könne ihnen jedoch nicht genügen, er müsse eine größere Werkstatt haben und Gesellen halten. Dann könne er seine Frau und fünf Kinder erhalten, jetzt ginge es gar zu kümmerlich. — Heine war, wie dies reichen Leuten oft zu geschehen pflegt, körperlich indisponirt, also übler Laune, doch fragte er: „Wie viel sollte denn das sein?“ — „Drei tausend Mark, Herr Heine.“ — „Das ist viel Geld! Es kommen gar zu viele! Kann ich doch nicht allen Menschen helfen — ich habe zu thun heut — wie heißen Sie?“ — Der Bittsteller nannte seinen Namen und gab seine Wohnung an. „Ich will's überlegen — ich weiß Sie zu finden — Adieu!“ Mit diesen Worten ging Heine an sein Pult. Der Handwerker kam traurig zu seiner Familie zurück, die kurze schroffe Weise des Entlassens hatte jede Hoffnung niedergeschlagen — er meinte, der Ruf sage von Salomon Heine auch zu viel — gegen ihn sei er hart gewesen, wie andere Millionäre. Fünf Tage darauf saß die Familie des Handwerkers beim Mittagstisch, das Essen bestand aus einer großen Quantität Kartoffeln und einem kleinen Stück Rindfleisch nebst Schwarzbrod. Da klopfte es an die Thür und unmittelbar darauf trat der Klopfer ein — es war Salomon Heine. Der Handwerker sprang vom Essen auf, die Familie folgte seinem Beispiel. Aber Heine trat sogleich zur Thür zurück und rief: „Alles soll sitzen bleiben und essen, sonst gehe ich augenblicklich wieder fort!“ Man setzte sich, aber die Gabeln ruhten und die Augen hingen an dem vornehmen Gaste. Heine prüfte das Zimmer, das Antlitz der Bürgersfrau, das Gesicht der Kinder und ihre Kleidung, dann wandte er

sich an den Hausvater: „Das sieht bei Ihnen recht nett und ordentlich aus, aber dürftig." Er zeigte auf das Mahl. „Eine hübsche Frau haben Sie auch und eine tüchtige Mutter für Ihre Kinder — das seh ich an den gewaschenen Händen, an den Haaren und an der Kleidung. Ihr seid ordentliche, fleißige Leute — Ihr sollt die 3000 Mark haben!" Im Nu sprang die ganze Familie vor Freuden vom Tische auf und überschüttete Heine mit Dankbarkeit. Er aber machte sich unwillig los und sprach: „So laßt doch das unnütze Wesen! Hab' ich doch gesagt, ich gehe, wenn Ihr nicht sitzen bleibt." Es war ihm aber nicht ernst mit dem Unwillen, denn er gab dem Handwerker die Hand freundlich, gab ihm an, daß er die Summe ohne Zinsen erhalte, daß er aber alljährlich 500 Mark zurückzahlen müsse." Mit einem Gruße an Frau und Kinder ging er hinaus. Nach einem Jahre kam der Handwerker zu Heine, gerade am Termine, worauf Heine ganz besonders sah. „Nun, wie ist's gegangen?" — „Ach, ganz glücklich, Herr Heine, meine Kundschaft hat sich ausgebreitet, ich habe drei Gesellen, wir haben viel besser leben können, kleine Rückstände habe ich bezahlt und noch die Abzahlung für unsern Wohlthäter erübrigt." — Haben Sie nicht mehr erübrigt, als die 500 Mark?" fragte Heine und deutete auf die Geldrollen in der Hand seines Schuldners. „Du großer Gott, das ist ja sehr viel!" — „Nun", sagte Heine und reichte dem ehrlichen Manne die Rechte zum Abschiede, „dann stecken Sie Ihr Geld nur wieder ein, wir wollen mit der Abzahlung so lange warten, bis Sie wohlhabend geworden sind! Er nahm von seinen 3000 Mark nicht einen Schilling zurück.

V.

Hamburg, 4. November 1843.

Daß ich wirklich ein Dichter bin, daß mir die Sehergabe nicht fehlt, habe ich leider erfahren. Ich sage leider! denn ich bin schrecklich enttäuscht zugleich. Du erinnerst Dich, mit welcher Liebe ich unserm R....... zugethan, wie ich mich seiner angenommen; denn er war, wie Du weist, der Stütze eines väterlichen Freundes in mehr als einer Hinsicht bedürftig. Seinen poetischen Erstlingen, die er in das Labyrinth der Oeffentlichkeit aussandte, gab ich gleichsam das Ariadnenknäuel in die Hand, damit sie den Weg zur Anerkennung seines poetischen Strebens nicht verfehlten. „Ich sprach so gut von ihm.“ Und

— Er? O daß also wahre Freundschaft vergessen werden kann! —

Was ich damals von ihm sagte in einer ausführlicheren Recension seiner ersten Gedichte, liegt vor mir, und ich lese die Stelle daraus: *)

„Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erste Hälfte, „Tempel der Liebe" überschrieben, aus poetischen Apologien befreundeter Geister besteht. Im „Tempel der Freundschaft" zeichnen wir aus die Sonette an Arnim, Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Snuts, Kreuser, Rückert, Blomberg, Löber, Immermann, Arndt und Heine. Im Ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem Freundschaftstempel zu wohnen, und es mag hie und da das versificirte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist dies der Fall in den Sonetten

*) Vergl. meine Schrift: H. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus seinem Zusammenleben mit mir. Prag: Kober 1857.

an H. Heine, den der Verfasser auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorbeerzweige geschmückt, daß der Verfasser sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muß, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen. Wenn solches nicht geschieht, so ist es Jammerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur."

Das schrieb und ahnte ich im Jahre 1823, und sechs Jahre nachher mußte meine Voraussicht sich verwirklichen!

Der Sonettensänger ist unterdessen Kurfürstlich Hessischer Titular-Hofrath geworden und hat ein Journal herausgegeben: Der Leuchtthurm, und in der ersten Nummer desselben hat er einen

ganzen Korb fauler Aepfel zusammengetragen, die in jenem Jahre — ich erinnere mich dessen zwar nicht mehr, da sie nicht zu meinem poetischen Hausbedarf gehören, und ich sie deshalb nicht einkaufe — besonders gut gerathen sein müssen. In diesem hors d'oeuvre der deutschen periodischen Presse liegen sie haufenweise aufgeschichtet und werden mir an den lorbeerbekränzten Hirnschädel geworfen bei Gelegenheit der Besprechung meiner „romantischen Schule.“ O dieser Faul-äpfelromantiker, wie er mich mit dem Moschusduft der Aepfelverwesung (faule Aepfel haben bekanntlich einen Moschusartigen Beigeruch) einzubalsamiren sich anschickt! Er nennt mich „empörend gemein, frivol, lästerungssüchtig, tollkühn“, mein Buch „für den verdorbenen Theil der Nation geschrieben“ u. s. w.

Der Zufall hat mir diese ominöse Nummer des Leuchtthurms als Maculatur gestern in die Hände gespielt. Daß dieses Höllenpfuhlschwefel-

gaslicht nicht lange der Welt geleuchtet, ist gewiß; ich hätte sonst wohl früher etwas davon am Horizonte der periodischen Presse gemerkt; aber es ist für mich ganz unbemerkbar geblieben. Oder hat es doch eine Zeitlang sein unfläthiges Scheinleben gefristet? Ist Dir von dieser Ephemere mehr bekannt geworden?

Ich möchte es bezweifeln, besonders da ich sehe, daß die Nummer die Bezeichnung: Probenummer an der Stirn trägt. Ich gebe ein solches grauenhaftes Document in Grimm und Haß verwandelter Freundschaft ungern aus den Händen, und unterziehe mich der Mühe, Dir eine Glanzstelle daraus hier abzuschreiben. Lies und knirsche mit allen Deinen 32 Zähnen oder soviel Du deren noch hast!

„Von Vorliebe und Parteihaß zerrissen weiß er in Beiden kein Maaß mehr zu halten und wühlt in den Extremen. Unfähig, seiner bösen Zunge einen Zaum anzulegen, vermöchte er eine

Bosheit, eine Zote, die ihm gerade in die Feder fährt, nicht zu unterdrücken, und wenn er wüßte, daß er die sündigste und verruchteste Lästerung am Heiligsten damit beginge. Und so sehen wir ihn, einen wahrhaft großen deutschen Dichter, der die Kraft hätte, uns, ein neuer Dante, aus seiner Hölle in ein liebeglühendes Paradies aufzuflügeln (?), in der Lästerstadt an der Seine sich abquälen, den Schmutz und die Grimasse und den witzigen Teufelsdreck Voltaire's noch zu überbieten. Wie der Spötter Arouet schändet er nicht nur, was lebt; auch mit dem, was todt und ehrwürdig, treibt er seine Unzucht. Die Hauptttendenz dieses Buches ist, die christliche Religion zu beschimpfen. Das Christenthum stände auf schwachen Füßen, wenn ein Gutzkow'scher Roman und Heine'sche Verse es umzuwerfen vermögten. Aber, da abgesehen von dem Glaubenspunkte, unser ganzes europäisches Staatengebäude auf dem christlichen Fundamente ruht, so greifen die Gotteslästerer

nicht nur das, was der Erde Leben und dem Menschen Trost gibt, die Religion, sondern auch die gesammte sociale Ordnung in ihrem Innersten an. Durch das Evangelium ward die Welt ein Gottesgarten; mit den Heine-Wienbarg'schen Lehren würde sie ein großes Bordell. Im ganzen Buch nirgend eine höhere Wahrheit, eine geläuterte Ansicht, ein guter Wille: überall nur bissiger Hohn, Spott, Bonmot, Persiflage, Gift der Gesinnung unter Blumen schöner Worte: wie die religiösen Ansichten perfid, so sind die literarischen parteiisch."

Man glaubt das Echo der Stimme des Stuttgarter Denuncianten zu hören, der mir wider meinen Willen eine Anstellung im Bureau des von ihm entdeckten "jungen Deutschland" verliehen. Diesem schwäbischen Columbus folgt nun dieser "Freund", gleich den blut- und beutegierigen Horden unter Cortez und Pizarro auf dem

Fuße, und wirft mich auf den Rost, um mich wie Montezuma zu braten!

Jetzt leugne einer meine Dichtergröße, meine Sehergabe! Bei Gott! ich gäbe sie gern dahin, wenn sie sich in dieser Weise nicht bewährt hätte. Solche Erfahrung schmerzt eben so sehr, wenn nicht noch mehr, als eine Sieste auf feurigem Roste! Worauf soll man bauen und vertrauen, wenn nicht auf seine Freunde! Und hier stürzt einer derselben auf mich los, blutdürstig wüthend wie eine Hyäne.

Doch ich muß Dir noch den Schluß seiner Heerpredigt wider mich, den Erbfeind Deutschland's und des Christenthums, copiren!

„Und an diese Pariser Venus glaube auch du nur, du verblendeter, verirrter, untergehender Heine; aber hüte dich, deinen Glauben auch der besseren Masse des edlen deutschen Volks aufdrängen zu wollen: es peitscht ihn mit Ruthen

von der Schwelle seiner Wohnungen, in denen zu jeder Zeit nur Ehre und Treue, Schaam und Sitte, Glauben und Religion Zutritt fanden. Schimpfe auf dein Vaterland, lästere seine geachteten Männer, verspotte unsere Religion — aber hüte dich zu wähnen, daß du dir durch diese Mittel Achtung erwirbst: das sagt dir ein alter Freund, der dich immer wie einen Bruder geliebt, immer für deine Ehre in die Schranken getreten ist!"

Wendest Du Dich, alter Freund Steinmann, nach diesen zelotischen Expectorationen nicht von mir, erscheine ich Dir nicht als ein so schlechter Kerl, wozu mich jener "Bruder" stempelt, so beobachte kein langes Stillschweigen. Ein paar Zeilen von Dir, schon meine Adresse von Deiner Hand auf einem Briefcouvert soll mir als Evangelium d. h. als frohe Botschaft allein gelten, daß Du mir gegenüber noch der alte Freund bist,

unberührt von dem Gifthauch des widrigen Zelotenthums der Gegenwart, das wider Alles grinst und überall gleißt und gegen Alles wüthet, was nicht ist Fleisch von seinem Fleische und in unduldsamer Niederträchtigkeit stagnirt.

Daß ich so enttäuscht worden in einem Freunde! Daß mir der Zufall die Journalnummer bei meinem Aufenthalt in Deutschland in die Hände gespielt hat! Sie war mir eine Terra incognita in Paris, und hier in Hamburg mußte ich sie entdecken. Columbus fand doch ein neues Menschengeschlecht und exotische Gewächse in der neuen Welt; ich die alte Menschenrace mit der Stereotypphysiognomie und — faule Aepfel. Ich möchte anstimmen das Lied:

Kennst du das Land, wo die Citronen — —

O ihr deutschen Citronen! Ihr Schlehen, ihr heimischen Kirschen aus Germaniens Urwäldern, die ihr mir wie Essig die Lippen zusammenzieht

und Wasser in die Augen treibt! Fort von hier wieder nach Paris, und würde ich dort auch gleich Columbus mit Eisenketten belastet, und hörte statt Nachtigallengesang nur die heiserkrächzende Melodie des Kerkerschließers und seinen monotonen Refrain: Voila le diner! —

VI.

Paris, 2. Juni 1846.

Mein liebes Deutschland lastet mir heute auf dem Herzen; sein Name summt mir um die Ohren wie eine Brummfliege und stört mich in der Arbeit. Ich kann nicht einmal einen Frohnartikel für die Ausburger Allg. Zeitung zu Papier bringen. Leibeigenthum, Frohnen, Hand- und Spanndienste sind in Folge der politischen Civilisation aufgehoben; nur der homme des lettres schmachtet im alten Joche und Frohn seiner Feder. O diese Francs mit den kalten Metallphysiognomieen der Regenten Frankreichs, diese literari-

schen Leib- und Spanndienstgroschen aus Cotta's Börse!*)

Der Papierbogen, der vor mir liegt, um darauf einen Epoche machenden, unsterblichen Artikel für die Augsburgerin niederzuschreiben, ist weiß und rein wie eine keusche Jungfrau zu Tacitus' Zeit im deutschen Urwald; er ist, unberührt wie sie von Manneshand, von Gallentinte. Ich habe zu einem Conceptpapierblatte gegriffen, worauf augenblicklich meine Feder kritzelt; es soll vollgeschrieben Dir als Brief und Lebenszeichen von mir zugehn, da es sich mit Deutschland und seinem lieben Dreck befassen soll; ist es doch der Dreck meines Vaterlandes, den man gern an den Füßen einmal wieder mit sich herumschleppt, wenn man Jahre lang nur Pariser Straßenschmutz am Stiefel getragen hat. —

*) Heine bezog für seine Mitarbeiterschaft an der Allg. Augsb. Zeitung — wenn ich nicht irre — jährlich 3000 Francs.

Deutschland fühlt sich unbehaglich, und der deutsche Michel ist unwohl; um sein Bett sitzen viele Aerzte und pfuschen an ihm herum, allopathische und homöopatische, Wasserdoctoren und Magnetiseure; selbst Quacksalber mit Stereotypmitteln und Wunderheilkünstler mit Weihwasser und Reliquien haben sich eingefunden. Alle wollen heilen; aber viele Köche versalzen die Suppe und viele Aerzte verderben den Kranken. Der Krankheitszustand verschlimmert sich; darüber sind sie alle einig, aber über die Mittel zur Besserung liegen sie sich in den Haaren und streiten in allen Blättern.*)

Während der Streit forttobt in Büchern und Schriften, Zeitungen und Journalen, Konditoreien

*) Anmerkung Heine's. Vielleicht kannst Du diesen Brief für Deinen Neuen Rheinischen Merkur benutzen. — (Der Versuch wurde gemacht; indeß kam der Correcturbogen fast ganz gestrichen vom Tische des Censors zurück. Da der Originalbrief Heine's nicht mehr vorhanden ist, so geschieht der Abdruck nach dem Correctur-Exemplar. F. S.)

und Kaffeehäusern, betrachten wir, ganz unbekümmert um das Kampfgeschrei, die verschiedenen Systeme, nach welchen die geehrten Herren das Siechthum der Gegenwart heilen zu wollen glauben.

Das erste System ist das s. g. konservative; es hält die Krankheit für ein altes eingewurzeltes Gichtübel, mithin für ungefährlich, so lange sich die materia peccans nicht auf's Herz wirft. Es schreibt daher zuerst und hauptsächlich ruhiges Verhalten, Ruhe um jeden Preis vor und verbietet durchaus jede Bewegung; Alles muß beim Alten bleiben, nichts in der bisherigen Lebensweise geändert, nichts daran gemodelt werden. Das alte bekannte Lobräuchern der Verehrer der guten alten Zeit werde pünktlich und regelmäßig zu bestimmten Stunden fortgesetzt; der alte gichtbrüchige deutsche Michel werde im Bette gehalten wie bisher, die alte gewohnte warme Nachtmütze auf dem Kopfe, die flanellene Unterjacke auf der nackten Haut, die wollenen Pulswärmer um die

Handknöchel. Hat der Patient ein s. g. gutes Stündchen, mag er aufstehen, ein Dutzend Federn zur Unterhaltung schneiden, auch schreiben über die Kartoffelkrankheit, die Sängerin Elsler, die „schwedische Nachtigall", die Verbesserung der Berliner Rinnsteine, den Wiener Schauspielunternehmer Pokorny, aber sich bei Leibe nicht um s. g. Politica kümmern, dabei seinen Kartoffelsalat, aber mäßig genossen, sich wohlschmecken lassen. Nur kein Uebermaß geistiger Anstrengung; zum Höchsten mag er seinen Scharfsinn an Auflösung der Rebus in der Illustrirten oder der Charaden im Morgenblatt üben, aber täglich nur einmal. So in der alten Nachtmütze, die er übrigens über die Ohren ziehen muß, um vom Lärm der „nach Reform bellenden Hunde" im sichern Schlafe nicht gestört zu werden, im Bette oder der geheizten Stube (15 Grad Reaumur) hofft der Kranke Genesung; denn der konservative Doktor schwört Stein und Bein darauf, daß nur

Ruhe hilft. Und Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht.

Das zweite System, wonach man verfahren wissen will, ist das konstitutionelle. Während der konservative Arzt Ruhe, Stille und Stillschweigen gebeut, verordnet der konstitutionelle Heilkünstler Bewegung, Regsamkeit und Sprechen in bestimmten Grenzen und zu bestimmten Stunden. Während Jener will, daß Herr Michel sich um sein ganzes Haushaltungswesen gar nicht kümmere, sondern seinen gut besoldeten Haushofmeister, Kutscher, Kellermeister, Koch, Bedienten u. s. w. frei schalten und walten lasse, will Dieser, daß der Hausherr auch ein Wörtchen mit drein spreche, umhergehe und selbst schaue, wie's im Keller und auf dem Boden, in der Vorrathskammer und Plunderkammer bestellt sei, auch wie es mit der Chatoulle stehe, ob die „Heilskrisis" und ihre Macht auch darauf verderbliche Folgen äußere oder nicht; die Zeit, die ihm zu diesem

Behufe bestimmt worden, muß dagegen genau inne gehalten werden; Abendluft und Morgennebel wirken schädlich; die Mittagszeit ist ihm erlaubt; man nennt sie die Landtagszeit. So lange dieser Tag währt, hat er volle Erlaubniß, sich zu bewegen und ein Wörtchen mit zu sprechen; und da spricht er denn oft zu viel und frisch von der Leber weg; indeß — exempla sunt odiosa — man kürzt ihm oftmals vorsorglich diese kurz zugemessene Spanne Zeit, was man in der Kunstsprache: Auflösung der Kammern nennt, und verordnet, daß er sich wieder zur Ruhe begebe, und in die Federn lege: er möge heiser werden, die Lungen zu sehr anstrengen u. dgl. m. Bei einem Arzte geht nichts über Vorsicht; denn Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, vielleicht die Großmutter. Da geht denn Michel verdrießlich heim, vertauscht den Bratenrock mit dem Nachtwamms, greift zur lieben Schlafmütze, zieht

sie über die Ohren und verschläft Verdruß und Aerger.

Das dritte System, wonach man zu Werke geht, wird das pietistische genannt. Der pietistische Reformer der Gegenwart leitet den Ursprung der Krankheit von uralten Zeiten, direkt aus den Tagen der Austreibung aus dem Paradiese, von der Erbsünde her; die muß gebannt werden durch Gebet und Beschauung bis in die „pennsylvanischen Zuchthäuser“ hinab; Zelleneinöden und Erbauungsbücher sind seine Radicalmittel, während er für sich im Trüben fischt.

Das sociale System will nicht allein den deutschen Michel heilen, sondern auch seinen Brüdern und Vettern in anderen Ländern unter die Arme greifen, die an noch weit schlechterem Haken zappeln, als er. Freund Michel soll einen neuen Menschen anziehen; er soll heraus aus seiner alten Nachtmütze, in der er lange genug geschlafen und geschläfert, aus seinen Filzpantoffeln, in wel-

chen er so lange gestrauchelt und herumgestolpert, aus seiner Flanellweste, damit ihn die freie Luft wieder anwehe, und in die Poren dringe, aus seinem wurmstichigen Lehnstuhl, der unter ihm und mit ihm zusammen zu brechen droht; er soll heraus aus dem dunstigen Federbette, worin er so lange gelegen, aus der dumpfigen Stube, die so lange nicht gelüftet und gereinigt; seine ganze Wohnung soll neu eingerichtet, sein ganzes Hauswesen neu geordnet werden. Aus dem ewigen Schlendrian, aus dem alten Sauerteig soll er hinaus; dann solle und könne die Genesung nicht ausbleiben, in ihrem Gefolge Gesundheit und die Wiedergeburt der angebornen Kraft.

Es bedarf keines Wortes, um darzuthun, welcher von diesen Heilkünstlern der beste ist; Jeder kann es mit seinem hausbackenen Verstande erfassen, ohne künstliche Brille mit eigenen Augen sehen. Es bedarf nicht der Anwendung des glühenden Eisens, es heilt, wie die Homöopathie von

sich sagt, schnell, milde und angenehm; und dennoch wollen Viele von seiner Kurmethode nichts wissen und faseln darüber in's Blaue hinein und bauen kolossale Luftschlösser. Doch der alte Michel, der geduldig ist wie das Papier, das Alles auf sich drucken und schreiben läßt, selbst daß es zerstampft oder verbrannt werden soll, also sein eigenes Todesurtheil, wird endlich den Kräuterthee, der seinen Magen schwächt, das spanische Pflaster, das ihm Blasen zieht, die Schröpfköpfe, die ihm das Blut nehmen, aus dem Fenster werfen sammt Mütze, Schlafrock und Pantoffeln, und gestiefelt, mit Hut und Stock, den Tabacksglimmstengel im Munde, weidlich dampfend seinen Spaziergang in's Freie wiederum antreten, wie er zuvor gethan.

Und was hat Vetter Michel beschafft in den „guten Stündchen", die er während seines Siechthums gehabt? — Er ist gar fleißig darin gewesen, er hat entsetzlich g e s c h r i e b e n. Das ist

bekanntlich seine Leidenschaft, sein bon plaisir. Am Schreibtische ein Dutzend gutgeschnittener Gänsekiele zur Rechten, grade vor sich das Tintenfaß und die Sandbüchse, Papier von allen Sorten und Farben im Ueberfluß vor sich — das ist sein Leben. Schreiben ist Leben! — ist sein Lebensmotto. Und so schreibt er, hat geschrieben und wird schreiben, bis der Tod ihm den Paß schreibt zur Reise in das andere Land, und dort angekommen, wird seine erste Forderung an den himmlischen Kellner sein: Kellner, Papier, Feder und Tinte! denn:

Ohne dies Trifolium
Gibt's kein wahres Gaudium
Für den deutschen Michel,

und dann wünscht er ein Glas Bairisch oder ein Schöppchen Rheinwein, Zuckerwasser, oder was er sonst gewohnt war im irdischen Jammerthal.

Er hat geschrieben Bücher und Zeitungen und Journale: die „Hengstenberger Gazette

evangélique à Berlin“ und den „Rheinischen Beobachter,“ Amts- und Dutzbruder des Oesterreichischen, die „Neue Allgemeine Jenaische Literatur-Zeitung“, die achtzehnte Auflage des „Alberti'schen Komplimentirbuchs, die „Kunst Liebesbriefe zu schreiben,“ eine vermehrte Ausgabe von „Unser Verkehr,“ 99 „Volkskalender,“ „Schattenriß eines großen Reformators oder Dr. A. Theiner“ u. s. w. „Die Kartoffelkrankheit heilbar“, „Anticelsus“ (von Schütz) den „Teufel und sein Landsturm“ (von Guido Görres) und viel andere Poetica und Prosaica.

Er hat geschrieben über Zucht- und Besserungshäuser nach pennsylvanischem System; die Schreibefinger juckten ihn besonders darnach, und er war unermüdlich. Alle Blätter wimmelten von pennsylvanischen Zuchtartikeln wie faule Käse von Milben, und an Büchern darüber mangelte es nicht minder. Der Leipziger Meßkatalog mußte diesem neuen Genre deutscher

Schriftsteller-Bienenemsigkeit eine besondere Rubrik geben; die ganze deutsche Welt schrieb darüber, als sollte sie pennsylvanisch eingesteckt und gebessert werden. Freilich ist Mancher im vorigen Jahre eingesteckt worden, der früher noch nicht Bekanntschaft mit Gefängnissen gemacht hatte, seitdem die Preß- und politischen Prozesse diese Connaissance vermittelten. Er hat geschrieben über das Muster-Gefängniß à la Pennsylvanie zu Petonville in England; (Ladenpreis nur 3 Thlr. 10 Sgr.); über die neu erbauten oder im Bau begriffenen derartigen Zucht- und Haft-Institute zu Berlin, Köln, Königsberg, Halle, Münster und Ratibor, so daß die deutsche Literatur um eine ganze junge Generation: Zuchthaus- und Gefängnißliteratur sich gemehrt hat, deren Urgroßmutter die „Vorlesungen über Gefängnißkunde von Dr. Julius“ sind, der ordentlich auf dieses Metier gereiset ist, wie Schneider und Schuster auf ihr Handwerk.

Er hat geschrieben über Eisenbahnen; aber während Vetter Michel sich den Kopf zerbrach, welche Richtung die Bahn von Dülken nach Krähwinkel nehmen sollte, hatte John Bull schon vier Bahnen vollendet und hundert Passagiere hatten darauf Hals, Bein und Fuß zerbrochen.

Er hat geschrieben für und wider die Auswanderungen, aber wer auswandern wollte, ließ sich dadurch nicht irren und wanderte aus, und wer im Lande bleiben wollte, blieb trotz Michel's Geschreibsels.

Er schrieb preßgedrückt und preßhaft für Preßfreiheit, und es blieb beim Preßzwang.

Er schrieb gewaltig über den Anschluß an die Zollverine, über Handelsfreiheit und Schutzzölle, und jeder Staat machte es nach seinem Gutdünken.

Er schrieb Ballen Papiers voll über Pauperismus, Arbeiternoth, öffentliches

Elend, Trucksystem, Organisation der Arbeit; aber Alles blieb beim Alten, und die Organisation der Arbeit blieb aus, obwohl, entgegengesetzt dem Traume Königs Pharaonis die sieben fetten Kühe die mageren fressen, die Reichen — die Armen, die Hohen — die Niederen, der Adel — die Bauern, wie Jean Paul sagt.

Er schrieb Journalartikel für Alles, wie Freund Eulenspiegel Schuhe machte für Alles, was über die Straße ging, zwei oder vierbeinig; er schrieb eben so gegen Alles. Er schrieb über die wichtigste Angelegenheit der deutschen Nation: das Theater, ellenlange Kritiken und Recensionen; denn sie liebt nichts mehr als Comödien, die auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, wie in der Welt selbst, gespielt werden, und stets mit einer Prellerei endigen. Er schwärmte für die Lind, schwamm im Meere der Begeisterung für die Elsler bis über die Ohren und stürzte sich

in den Ocean des Kunstenthusiasmus für — Nichts.

Er schrieb über Vereine, die trotz allen Mangels an Einigung und Vereinigung wie Pilze aus der Erde wachsen, von Mäßigkeitsvereinen mit ihren Stiftungsfeier-Champagner-Haarbeuteln und statutenmäßigen „frugalen“ Diners und Soupers von 12 Gängen, bis zum Jagdhundeveredlungs-Vereine, und entwickelte gründlich mit gründlichen Gründen den Grund der Nothwendigkeit eines Vereins gegen alle Vereine.

Er schrieb über die beiden „Denkmale deutscher Einheit“, den Dom zu Köln und das Herrmannsdenkmal, welches im Teutoburger Walde als Hypothek für seine Gläubiger dasteht, und dessen Besitztitel auf Deutschland's Namen berichtigt werden soll, da sonst Niemand einen Heller mehr herleihen will.

Er schrieb „Reisen“ nach allen 32 Gegenden

und Strichen der Windrose; denn der deutsche Michel macht heuer starke Geschäfte in diesem Artikel.

Er wollte eine Kritik der unreinen Vernunft schreiben, wie Kant vor länger als einem halben Jahrhundert eine „Kritik der reinen Vernunft" schrieb. Indeß die Zeiten ändern sich; und über all dem Schreiben war unserem Schreibseligen das Tintenfaß leer geworden; da rief er wie Bürgers Leonore:

Bei dir, bei dir ist Seligkeit,
Doch ohne dich ist Hölle!

Glücklicher Weise entdeckte er noch einige Tropfen Tinte in seinem Tintenfasse und schrieb den weltberühmten publicistischen Artikel über „Agitation um Reichsstände in Preußen" und bewies mit so schlagenden Gründen, daß es allen Schweinehirten deutlich war: wie „Einführung von Reichsständen das Bestehen der

ganzen preußischen Monarchie untergrabe."

Mit diesem glänzenden Wunderprodukte seiner Feder beschloß der deutsche Michel den Sylvesterabend des Jahres 1845, trank sich einen derben Haarbeutel und stieg damit beim ersten Schlage der Uhr im neuen Jahre 1846, welches ein Gemeinjahr war von 365 Tagen, in's Bett zu seiner deutschen Micheline, stand am Morgen zu gehöriger Zeit wieder auf, und setzte sich, nachdem er seiner theuern Ehehälfte das "Prosit Neujahr abgewonnen" und die Neujahrs-Sprüche seiner jungen Brut mit Andacht gehört hatte, an den lieben Schreibtisch, worauf neben dem Kaffeetopfe sein getreues Trifolium: Feder, Tinte und Papier ihm entgegenlachte. Er eröffnete seinen Lebenslauf im Jahre 1846 mit 6 Tassen Kaffee.

Und was that er — fragst Du — im verflossenen Jahre? Er ließ Drei gerade sein und — schrieb, vergoß unschuldiges, schwarzes

Tintenblut und streute sich selbst Sand in die Augen.

Also hat er glücklich sein Jahres-, Tag- und Schreibewerk zu Ende gebracht! — —

Und was hat man ihm gethan? — Das erzähle ich ein andermal.

VII.

Paris, 7. November 1846.

Ich bin gewiß, lieber Steinmann, daß ich Dir heute eine nicht geringe Freude bereite, und ich sehe schon Dein ganzes Gesicht im Geiste im Verklärungsglanze, wie mit dem Heiligenscheine eines Märtyrers, des heiligen Laurentius z. B., umgeben, obwohl Du nicht wie er auf dem Rost wie eine Schweinewurst gebraten worden, sobald Du diesen Brief nebst der beigefügten Anlage bis zu Ende gelesen haben wirst. Ständen Dir Glocken und Kanonen zu Gebote, so würdest Du läuten und 101 Kanonenschüsse thun lassen zur Feier des größten Ereignisses in Deinem literarischen Leben.

So höre denn, oder vielmehr, so lies denn!

Die Revue des deux mondes hat Dich in ihrem neuesten Hefte besprochen, dazu im Verein mit mehreren Schriften aus renommirten Federn der deutschen Tagesliteratur der Gegenwart. Wer der Verfasser des Revueartikels ist, weiß ich heute noch nicht; ich ziehe indeß noch in diesen Tagen Erkundigung ein; wahrscheinlich hat ihn der Dir durch viele für die Revue geschriebene Artikel bekannte René Taillandier oder der gleichfalls als Mitarbeiter der Revue thätige Herr Thomas verfaßt. Beide sind unstreitig die besten, mit der deutschen Literatur und periodischen Presse vertrauten Franzosen, und ihre Urtheile haben in ganz Frankreich guten Klang.

Der fragliche Artikel in der Revue hält es im gegenwärtigen Augenblicke, wo Preußen mehr als je die Blicke Europas auf sich zieht, für fördersam, einige neuere ephemere Produkte die Revue passiren zu lassen, welche die wesentlichsten

socialen Verhältnisse Preußens und die Verwaltungsmaßregeln der preußischen Regierung berühren und in Betrachtung nehmen, sämmtlich aus dem Geschmack oder dem Bedürfnisse des Tages hervorgegangen.

Drei Schriften von Bülow-Cummerow über die preußischen Finanzen, Jung's „Königsberg und die Königsberger", von Kamptz Abhandlungen aus dem deutschen und preußischen Staatsrecht, und Deine Schrift: Pauperismus und Communismus, sind die Schriften, worüber sich jener Artikel ausführlich verhält und Dich mit einer Fanfare empfängt. Wahrlich, Du magst und kannst zufrieden sein mit diesem Posaunenstoß des größten Organs der Hauptstadt der „großen Nation"!

Die Dich und Deine Broschüre betreffende Stelle, in der Du mit Seiner Excellenz von Kamptz parallelisirt wirst, habe ich copiren lassen

und beigelegt. Ich weiß nicht, ob man die Revue in Münster irgendwo hält; wo nicht, so wirst Du ein Exemplar bestellen; mir steht keins zur Verfügung in der Weise, daß ich's Dir zusenden könnte.

Dein Geisteskind wird als die Broschüre eines wenig gezügelten Communisten, das des Ministers als ein großes Buch eines determinirten Absolutisten bezeichnet. Du magst immerhin diese Charakteristik hinnehmen für die Ehre, in Frankreichs gediegenstem Journal besprochen zu werden. Dem Beurtheiler selbst erscheint die Zusammenstellung des Redacteurs des Mefistofeles mit einem alten Staatsminister auf den ersten Anblick für eine „sehr impertinente Justiz"; indeß wäre es im Grunde das beste Correctiv für Beide.

Doch wozu den Artikel, so weit er Dich betrifft, weiter zergliedern und extrahiren. Er liegt Dir vor, und ich eile zum Schluß dieser Zeilen,

damit sie Dir bald zu Händen kommen. Du wirst Dich sofort durch Uebersendung eines Exemplars Deiner Broschüre zu revanchiren wissen. Dein u. s. w.*)

---

*) Vergleiche den Anhang.

VIII.

Paris, 3. Januar 1851.

— — Es ist eine Lust, auf der Matratze zu liegen und sich aus den Zeitungen der nächstverflossenen Jahre Fragmente der Stylproben vorlesen zu lassen, worin das über Nacht parlamentarisch gewordene Deutschland sich versuchte, und sich der politischen Bocksprünge und hölzernen Regungen des constitutionellen Lebens wieder zu erinnern. O diese unarticulirten Laute, diese linkischen Gesten auf den Rednerbühnen der vielköpfigen Germania!

Wunder nimmt's mich, daß nicht die deutsche Glück- und Schreibseligkeit in usum Delphini germanici ein Dutzend ABC- und Lehrbücher

des Parlamentarismus edirte. Noch tönt mir das hektische Räuspern und schwindsüchtige Spucken in den Ohren und quält mich gleich catarrhösem Ohrenbrausen.

Du weißt, lieber Steinmann, aus dem Tacitus und seiner Germania, daß unsere Altvorderen in den Buchen- und Eichen-Urwäldern gleich tatzigen Bären umherstrichen und durch die Haidensümpfe patschten, während der Kibitz behende neben ihnen einherhüpfte. Kaum aber hatte Mutter Cultur sie geleckt und ihre Pelznatur umwandelt, so wurden sie Affen der Franzosen. Wo aber Einer Petz geblieben oder Kameel geworden, da hockten die Messieurs auf ihm umher, tanzten und kletterten auf Kopf und Höcker, und lauseten sich unter einander, wie zu unserer Kinderzeit und Lust auf dem Jahrmarkt Kameel und Petz und Affenvolk unter monotoner Bärentanzmusik und Peitschenhieben ihrer Führer aus der Polackei durch die Straßen zogen und

wir dahinter her. O schönes, gutes, altes Bärentanzmusik-Zeitalter, welches Polka und Varsovienne verdrängten! — —

Es war im Jahre 1848, wo der Germane seine Ur- und Untugenden sammt seinen Angewöhnungen zum ersten Male abzustreifen versuchte, um sich nicht länger vom Junkerthume nasenstübern, von der Bureaukratie am Gängelbande schleppen und von der Bajonettengewalt daumschrauben und — schubben zu lassen, sondern auf eigenen Füßen zu stehen. Aber er stolperte und purzelte und quälte sich vierschrötig wiederum auf die Beine zu kommen.

Das Lehr- und Lümmeljahr im politischen Leben Germania's brach an; die constitutionellen Flegel strahlten im Glorienscheine ihrer ganzen Flegelhaftigkeit am Main und die parlamentarischen Lümmel tagten im Nebelgewölk ihrer — — — — — an der Spree, „und siehe! es ward nichts daraus.“ Das Ziel ward nicht erreicht

in diesem ungestümen Jagd- und Kirchthums-rennen; man blieb um viele Pferdekopfslängen davon entfernt trotz dem mammouthskundigen Mammouth der Frankfurter Rednerbühne, V...., und den Deutschröcken A.... und J.... und den Schwarzröcken G...... und M...... und den Rothmützen S..... und R...... und meinem ehrenhaften Göttinger Commilitonen W...... aus dem Jahre 1820 nach der gnadenreichen Geburt des Herrn und Erlösers, und seinem unzertrennlichen Schatten T.... und den vielen anderen geistigen Schattengestalten, stummen und groß- und breitmäuligen Fischen, die kopflosen Stockfische ungerechnet.

Man wählte einen Kaiser und schlug alle Titularräthe todt. Das waren die beiden kühnsten Thaten der deutschen Volkslegislative und Volksvertretung. Die erste zerfiel spur- und erfolglos in sich selbst; die zweite setzte die deutsche Welt der Räthe und Räthinnen in Allarm, am meisten

in Berlin, wo aus jedem Fenster ein Rath im Schlafrock auf die Straße hinausguckt und die „Frau Räthin“ den sechsten Theil der Residenzstraßenbevölkerung bildet. Hie Rath! Hie Räthin!

Die dritte That jener glorreichen Zeit war die, daß Ich zum ersten Male in Hexametern und Pentametern mich versuchte und Distichen schrieb. Der gegenwärtige Zustand meines Augenleidens hat es vergönnt, sie hervorzusuchen, und ich theile Dir meine antiken Erstlinge hierunter zur Ansicht mit. Hier sind sie!

Singakademie und Concertsaal.

Disharmonieen erfüllten den Raum. O waltete Zelter's
Taktstock sammt dem Gestampf seines gewalt'gen Pedals!

Mangel an Geist.

Schmerzlich sie wurden vermißt, die Kartoffelspiritusbrenner;

Drum fehlt der Kammer — wie sie meinen, „die
Ritter“ — der Geist.

Der Murrer.

Freund, wir lasen noch nicht, daß du gesprochen;
wie kommt das? —
„Murren“ — das laset ihr doch, Freunde, da
war ich dabei.

Kühlwetter'scher Gedankenblitz.

„Je mehr Häscher im Staat, um desto größer
die Freiheit.“ —
Recht! sind die Kerker gefüllt, Straßenpassage ist
frei.

Neues Ministerium.

Wie sie raset die Zeit gleich der Locomotive und
aufreibt:
Wie viel Minister hat sie schon in sechs Monden
verbraucht!

Treibst du's also, o Zeit, noch weiter, so man-
gelt's am Ende
An Ministern, so groß ist dein Ministerverschleiß;

Und es wimmelt die Welt zuletzt von Ex-Ex-
cellenzen,
Und die Welt, die so schlecht, excellent wird sie
dann.

Saturn's Stimme.

Wie? ihr wundert euch drum? Verschlang' ich
nicht meine eignen
Kinder? Ihr wißt's nicht? — Studirt fleißiger
Mythologie!

Frau Aston.

Geisterhaft ragt sie hinein, die Aston, in die
Versammlung:
Außerhalb zaubrisch sie sich hurtig verkörpert,
die Fee.

Emancipirte sie sich, will Andere sie emancipiren;
Aber zur Mancipation ward die Emancipation.

Pflegte Verwundete sie mit weiblich liebendem Herzen,
Nicht Verwundete verwundete lieblos das Weib.

Die Wackelköpfe.

Mustert diese Heroen der Kammer, diese Pagoden,
Wie sie aus Ost und aus West hier sind zusammengeschneit!

Uniforme Dressur! sie nicken exact mit den Köpfen:
Ja, Jaja oder Nein, je nachdem es nun fällt.

Portofreiheit für die Abgeordneten.

„Göttliche Portofreiheit! noch gestern erhielt ich drei Centner

Schaafwoll' direct mit der Post, kostet' Bestell-
geld nicht mal."

Franco spaziert nach Berlin der Pumpernickel
anitzo,
Und der Schinken marschirt ebenfalls franco
dahin.

Fr. Harkort.

Wie so gerne wär' ich Minister! Ich drehe mich
rechts, drauf
Links, halbrechts, jetzt halblinks — stets hängt
mir hinten der Zopf.

Lensing.

„Dieser Kanonikus kämpfte zuerst für die Juden!"
— Des Kaisers
Bart ist's, warum er kämpft — meint' der Frank-
furter Baron.

Ein Anderer.

Auch ein Kämpfer, ein Held! Sein Schlachtfeld
ist der Hoteltisch,
Flaschen sind sein Geschütz, Tod und Vernichtung
um ihn.

Noch ein Anderer.

Todesverachtung im Blick, mit Gabel und Messer
bewaffnet
Auf dem Teller er ficht, Knochen und Splitter
ringsum.

Noch Einer zum Schluß.

Dieser gehört zur Artillerie. Wie läßt er sie
knallen!
'S fliegen die Pfropfen hoch auf, 's braust der
Champagner, Hurrah!

Eine brennende Lebensfrage.

Freund, wie reichen wir aus, drei Thälerchen
nur an Diäten,

Jetzt, wo — o Götterplag' — nahet die Austern-
saison? —

Petitioniren wir um Erhöhung unsrer Diäten;
Die Urwähler gewiß zeichnen die Monstersupplik.

Der Mann der Zeit.

Hundertmal fährt nach der Westentasche die Rechte,
Hundertmal schaut er besorgt, wie viel es ist an
der Zeit.

Wie viel es ist an der Zeit, d. h. ob's Zeit ist
zum Essen;
Denn sonst kümmert die Zeit und was sie fordert,
ihn nicht.

Stein.

Wer hebt wider ihn auf den Stein? — Er hob
ja den rechten
Stein auf, warf, und sieh da! das Ministerium fiel.

Trefflich schob er den Ball; sie tummelten all
durcheinander,
Donnernden Jubeltons rief — Alle Neune! das
Volk.

Brett.

Brett — so ist er getauft, so hieß auch Groß-
vater und Vater,
Darum wundert euch nicht, trägt er ein Brett
vor der Stirn.

Geißel, der Erzbischof als Abgeord-neter.

Geißel, entsetzlicher Name! Doch Nomen ist
immer nicht Omen;
Denn nicht ein einziges Mal ward sie geschwungen
— er schwieg.

Andere Zeiten, andere Sitten.

„Wißt: mein Reich ist nicht von dieser Welt!" —
Weshalb sitzt ihr

Denn in dem Saale, ihr Herrn, ungehorsam
dem Herrn?

Anders ist heuer die Welt als vor tausend acht-
hundert Jahren:
Ritt auf dem Esel der Herr, fahren wir rasselnd
einher.

Auf dem Bock der Carosse bezopft und bepudert
der Kutscher
Sitzt, und hintenauf stehn Jäger, Bedienter,
Heiduck.

Verschiedener Singsang.

„Reichsverweserisch“ schlugen die Reichskanarien-
vögel;
Während in andrer Manier pfeift hier der Gimpel
sein Lied.

Sitz und Stimme.

Stimmen und Sitze vollauf; nur Schade, daß
Stimmer und Sitzer

Nicht — die Dritten im Bund — Sprecher und
Redner auch sind!

Die Stummen.

Still rings sitzen wir Stummen; wir scharren
nur oder wir stimmen;
Staunend das Publikum steht, stößt und stampft
mit dem Fuß.

Baumstark.

„Bürgerwehrphilosophie!“ — Ihr Kante, Hegel
und Fichte,
Auf! erwacht und studirt hurtig dies neue System!
Baumstark, stark wie ein Baum, bringt philo-
soph'sche Systeme
Gleich Borsdorfern hervor; nur sind die Aepfel
nicht reif.

Allerlei Zöpfe.

Zöpfe sind in der Kammer von allen Sorten,
ganz echte,
Dicke wie schmale, sogar Weichselzöpfe dazu.

Kirche und Schule.

Freiheit wollet ihr ja für Alles, nur nicht für
die Schule. —
„Ist kein Regelchen doch sonder Ausnahme, mein
Freund!"

Wohl, so fesselt denn an den starren Leichnam
das junge
Leben! Altert denn nicht jetzt schon die Jugend
zu früh? —

Proteste „gegen das Treiben der Hauptstadt."

Alle „getreuen Provinzen" ihr Scherflein warfen
sie in den
Gotteskasten, damit „ruhig es werd' in Berlin."

Was habt ihr denn gethan, als sie Barrikaden
erbauten? —
„Kaffee tranken wir und lasen die Zeitung dazu."

Hengstenberg — kein Abgeordneter.

Warum wähltet ihr nicht den Hengstenberg, den Markaner?
Weiter wär't ihr gewiß — rückwärts, schritt er euch voran.

Auch Rellstab nicht.

Undankbares Berlin, auch Rellstab fehlt in den Reihen;
Mit der Elsler gewiß vorwärts er hätte getanzt.

Sydow.

Auch nicht Herr Sydow, der heut' die Revolution sich zum Text nahm,
Morgen der Revolution tüchtig gelesen den Text.

Und abermals Harkort.

Briefe schreibst du den Provinzen, Placate, Flugblätter, Adressen;
Rüstig geht die Fabrik, nimmer macht sie Bankrott.

Seit mit Meusebach du geschlossen das „heilige Bündniß“,
Fürcht' ich das Schlimmste: Credit fehlt der Placatenfabrik.

Aber Denkmale verstehst du zu setzen, Grabmonumente,
Landrath von Hagen, erwach! schaue, was Harkort dir that!

Gewisse.

Schlimmer noch steht es mit mir; ich gehöre zu den Gewissen,
Denn ich weiß selbst nicht, ob ich etwas weiß, ob nicht weiß.

Andere.

Anders ist es mit uns, denn wir sind nicht die Gewissen,
Darum bieten wir auch mehr als unendlichen Stoff.

Die Xenien.

Desto besser, ihr Herren; geht ihr als Stoff
nicht zu Ende,
Enden zu Jedermanns Nutz die Epigramme
auch nicht.

Loyalitätsadressen.

Loyalitätsadressen, kauft Loyalitätsadressen!
'S regnete Loyalität, nein, es — goß Loyalität.

Mißtrauensvota.

Warum müht ihr euch ab? Sie fruchten ja gar
nichts; der Herr bleibt
Sitzen; denn er mißtraut wahrlich doch selber
sich nicht.

Habt ihr's denn nicht schon gesehn? Die Herren
nicht weichen vom Platze;
Prügel nur fürchten sie von Proletarierfaust.

Mißverständnisse.

Unsere Zeit ist die Zeit der Mißverständnisse.
Wohl uns,

Wenn denselben zuletzt nur das Verständniß
entsprießt!

Jedem das Seine.

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“; doch
auch laßt uns
Unsre Diäten; sind drei Thälerchen doch nicht
zuviel.
Wäre das Opernhaus nicht und Kranzler und
noch so manches
Kleine Vergnügen dazu, Freunde, dann „jinge
et wohl.“

Hengstenberg und Andere.

Hengstenberg nicht in der Versammlung? Nicht
Einer aus fünfzehn
Millionen empfahl ihn den Urwählern zur
Wahl?

Niederboxen er würd' gewiß, was den orthodoxen,

Frommen Zopfträgern des Herrn angeschlossen
sich nicht.

Traun, an Hähnen nicht fehlt's und Hahnenge-
fechten im Saale;
Hony qui mal y pense! aber der Boxerheld
fehlt.

Selbst der hispanische Stier mit rollenden Augen
im Kopfe
Fehlt nicht — schaut, wie er stößt mit dem
gewalt'gen Gehörn.
Wie in der Menagerie das Affengeschlecht ist
vertreten
Zahllos, so fletscht es auch hier widrig das
ganze Gebiß.

Bäh! wie blökt vorlaut die Heerde der Hammel
und Schafe,
Solo und im Duett, Tutti darauf im Chor.

Das war ein politischer Brief, der erste, den Du von mir erhalten; ob er so „garstig" ist, um mit Goethe zu reden und zu schließen, als ein politisch Lied, weiß ich nicht; ich überlasse Dir das Endurtheil und jüngste Gericht mit oder ohne Posaunenstöße und Zähnegeklapper.

Gelegt hat wieder sich der Wind,
Und wieder stille ist's daheime.
Germania, das große Kind,
Erfreut sich wieder seiner Weihnachtsbäume.

Wir treiben jetzt Familienglück —
Was höher lockt, das ist vom Uebel —
Die Friedensschwalbe kehrt zurück,
Die einst genistet in des Hauses Giebel.

In Actien machen wir und Schnaps,
In Bürgerruhe und Pantoffeln,
Und Fusel brennt der Junker Taps
Aus acclimatisirten Spätkartoffeln.

IX.

Paris, . . . 1844.

Ich habe irgendwo, ich weiß nicht in welchem Journale, einen Artikel gefunden, der die Frage behandelt: Ob Vers oder Prosa im Drama? Sie ist vielfach und zu verschiedenen Zeiten aufgeworfen, beleuchtet und erwogen, aber noch nicht zum Abschluß gebracht. In Deutschland schwankt der Gebrauch der Prosa und des Verses seit den ältesten Zeiten sowohl in der Tragödie wie in der Comödie, dem Drama der Griechen und Römer gegenüber, welche nur den Vers kannten. Das antike Drama der großen Tragöden in Hellas wie die aristophanische Comödie waren an seine stereotypen Rhythmen gebunden; sie be=

wegten sich in festen Formen nach den Regeln der Prosodie; die Anwendung der Prosa war ganz ausgeschlossen. So war es auch bei den Römern, welche auch in diesem Punkte, den griechischen Dramatikern nachahmend, in ihre Fußstapfen traten.

Die moderne dramatische Poesie bediente sich von ihren Uranfängen an bis auf Shakespeare herunter ausschließlich des Verses; keine Poesie Europa's macht eine Ausnahme von dieser Regel. Seit jenem großen britischen Tragöden, der in seinen dramatischen Dichtungen prosaische und poetische Form der Darstellung nach bestimmter Methode wechseln ließ, huldigten seine Zeitgenossen und Nachfolger seinem Gebrauche, bis man zuletzt Dramen, sowohl heiterer wie ernster Gattung, theils ganz in Prosa, theils ganz in Versen schrieb, namentlich in Deutschland, Frankreich, England und Italien.

Von Goethe bis zum Berliner Hoftheater-

musenbeschäler aus dem Lande des Juchtenleders, Raupach, der, im Thiergarten spazierend, seine Trauer- und Possenspiele drechselt, bewährt sich dieser Wechsel in der äußern Form des deutschen Drama's. Diese Freiheit ist trotz Censur und Preßcodex, Recensentenprügel und Knute im freien Musenreiche Thalia's und Melpomene's nicht geschmälert; selbst in Rußland kann jeder Bühnenspielgimpel jede Versmelodie anstimmen, wie ihm der Schnabel gewachsen, selbst während des Unterrocksregiments Katharina's II., die — nach einem französischen Witzbilde — den einen Fuß auf Petersburg, den andern auf Constantinopel stellte, während ihr Unterrock ein großes prächtiges Zelt bildet, unter welchem sämmtliche Souveraine Europa's versammelt sind und das ihnen von Oben aus dem Juste milieu herableuchtende Gestirn bewundern, wobei der h. Vater in die Worte ausbricht: Jésus, quelle abyme de perdition! und der König von Polen: Et moi,

et moi aussi j'ai contribué à l'agrandir et cet.!

Lessing schrieb alle seine dramatischen Dichtungen in Prosa mit alleiniger Ausnahme des Nathan; die metrische Form allein accomodirte sich der Größe und Würde des gewählten Stoffes; denn das Drama von Nathan dem Weisen ist eine theologische, antiorthodoxe Streitschrift gleich meinem Almansor, dessen Tendenz die Blödsichtigkeit der Kritik unserer Zeit nicht zu erkennen vermochte, ihn vielmehr für ein simples Gedicht hielt. Das Berliner Hoftheater, welches mit den antiken Dramen Griechenlands experimentirte, Belebungsversuche damit anstellte, als wären es Frösche und Katzen, und sie in bockledernen Uebersetzungen auf die Bühne brachte, hat glücklicher Weise in dem Almansor keine Frosch- und Katernatur entdeckt; aus Traditionsmotiven aus Iffland's Zeit her schleppt man den Lessing'schen dramatischen Coloß zu Zeiten noch scheu und bang über

die Bretter, und die Zeloten zittern und klopfen die Brust, wenn sie der Erzählung von dem Ringe gedenken, der sie gar sehr genirt, wie den Bär der eiserne Nasenring, wenn sein Führer daran reißt, um ihm etwaige oppositionelle Mucken auszutreiben. O ihr armen Petze aus den Fichtenwäldern der Polackei und aus den „heiligen Eichenhainen“ Germania's! —

Ich habe gestern zum erstenmal den Raupach'schen Bader Schelle gesehen. Die hektische Theaterkritik hatte ihn als wiedererstandenen Figaro ausposaunt. Es hat mir Ueberwindung, ja Abtödtung gekostet, bis zum dritten Akt auszuharren; denn ich erfror beinah bei diesem, in's Eskimoische übersetzten Figaro, dem Logen wie Gallerie zujauchzten, weil er ganz nach dem „hohen Geschmack“ zugeschnitten ist und das Hoftheater der Hofräthlichen Muse bedarf und jeden Act mit 50 Thalern auslohnt. Antigone in Donner'scher Uebersetzung und Figaro in's Eski-

moische übertragen, und Hamlet von einem gewissen Shakespeare, und Bär und Bassa — Alles zusammen auf einem und demselben Hofbühnenrepertoir!

Doch ich sehe, daß ich sehr weit vom Wege abgeschweift bin, den ich zu wandeln Willens war, als ich die Brieffeder zur Hand nahm als Spazierstock. Ich wollte damit Deinem Drama mit dem hochnothpeinlichen Titel: Zum Tode verurtheilt*) zu Leibe gehn.

Betrachte ich indeß zuerst die äußere Gewandung, worin es auftritt, so paßt meine obige Deduction über Vers und Reim im Drama ganz darauf. Du bist in dieser Beziehung ein — Shakespeare! —

Wirf Dich indeß wegen dieses Ausspruchs nur ja nicht lümmelhaft aufgeblasen in die Brust, oder solltest Du's gethan haben, so wirst Du wie

*) Zum Tode verurtheilt. Volksdrama in 3 Aufzügen von F. Steinmann. 1843.

ein Waschlappen zusammenfallen, wenn Du weiter liesest, da ich nämlich damit gar nichts anderes sagen wollte, als daß Du wie Shakespeare Prosa, Vers und Reim gebraucht hast.

Gräßliche Enttäuschung! wirst Du sagen. Und ich sehe, wie sie sich auf Deinem Gesichte bemerkbar macht und Deine Züge versteinert. Doch laß mich einlenken, und was ich gesündigt an Dir, durch die ernstlich gemeinte Behauptung wiederum bei Dir gut zu machen versuchen, daß Dein dramatischer Versuch durch seine große Tendenz *) Dich zum Shakespeare macht, obwohl ich sicherer als von der Wahrheit des Pythagoreischen Lehrsatzes von der Wahrheit überzeugt bin, daß selbst ein Shakespeare durch die ganze Allgewalt seines dichterischen Genius einen Stockjuristen nicht von der mit der Muttermilch eingesogenen und durch Actenlectüre aufgefütterten

*) Abschaffung der Todesstrafe.

Ansicht von der Nothwendigkeit des Kopfabhackens abwendig zu machen vermöchte; denn so lange es geistig verknöcherte Richter gibt, wird es auch Nachrichter, Henkerbeil und Guillotine geben. Eher — das glaube mir — werden alle Equipagen dem Zeitgeist als Opfer fallen als der Armsünderkarrn; er ist die Gallacarosse der Justiz mit der Devise auf dem Wagenschlage: Fiat justitia et pereat mundus! Er wird nie und nimmer aus der Mode kommen trotz Philosophie und Poesie, trotz Beccaria und Victor Hugo und — Friedrich Steinmann, hättest Du auch in Deinem Drama mit Engelszungen gesprochen.

Daß Letzteres übrigens nicht der Fall ist, beweise ich Dir, wenn Du den leisesten Zweifel hegen solltest, in einem folgenden Briefe mathematisch. Mein Beweis würde vor unserem rhadamantischen Mathematikus auf dem Düsseldorfer Gymnasium, Caplan Asthöver, zu Recht bestehen, wenn er noch lebte; das will, wenn Du

Dich seines mathematischen Scharfsinns noch so lebendig erinnerst wie ich, viel heißen. Aeußerst Du in Deinem nächsten Briefe den sothanen Zweifel, so schreite ich zum Werk und schlage Deine zum Tode Verurtheilte mit dem Schwerte der Mathesis mausetodt, oder bringe sie — nach der juridischen Zigeunersprache — vom Leben zum Tode, noch sicherer und meisterhafter, als der Scharfrichter Sanson hier auf dem Greveplatze mit dem Guillotinemesser köpfte. Dein Drama purzelt nicht anders wie das Haupt Ludwigs XVI. in den rothen Sack hinunter. Schreibe mir daher bald: ich habe augenblicklich eine Fouque'sche Berserkerwuth zum Köpfen, und legte einem Jeden, der es wünscht und schnell und gut bedient sein will, den Kopf zu den Füßen.

An Sethe.

30. September 1824.

Friedrich Arnold Brockhaus!
Klopfe dir den Rock aus!
Lege dir das Handwerk —
— — — — — — — —

Diesen Päan in Haug'schen Reimen hatte ich gestern angestimmt; aber ich warf die Feder weg. Herr Brockhaus, dem meine Gedichte, wie Du weißt, zum Verlage nicht mundeten, hat zwei Drittel Spalten seiner literarischen Conversationsblätter (Nr. 220) hochherzig hergegeben, um mich der Zahl der „Neueren dramatischen Dichter" einzurangiren, und ist dabei so gnädig, in mir „den Dichter offenbar zu erkennen und mich als

solchen zu begrüßen“, aber nur den lyrischen, da eben meine Tragödien: Almansor und Ratcliffe als nichts weiter denn „dramatisirte Romanzen“ erscheinen. Was muß der numerirte Conversationsblätterrecensent Nr. 71 für ästhetische Confusionsbegriffe von der Romanze sich zusammengepackt haben! Mein Almansor — eine dramatische Romanze! Lessing's Nathan allenfalls eine Spinnstubenerzählung in Jamben und Schiller's Wallenstein eine dramatisirte Bänkelsänger — Mordgeschichte!

Bornirtheit, dein Name ist — deutsche Kritik! Sie sagen: ich würde späterhin unbezweifelt kritische Einsicht erlangen, wenn ich mich darum bemühte. Apoll und alle neun Musen mögen mich vor der kritischen Einsicht an der Pleisse bewahren! O diese Läusebrut, die sich in die hochweise Perücke der deutschen Kritik eingenistet hat! Diese namenlose Rotte! feil aus Hunger, feig im Bewußtsein ihrer Impotenz! Wüßte

das Publikum, aus welchen geistlosen Subjecten sie bestände! Ein Dorfpastor mit seinen drei Töchtern recensirt die Erscheinungen der schönen Literatur; aus dem Dienst der Venus sind die drei alten Jungfern in den „Tempel der Minerva" übergesiedelt. Ein Falsarius, der im Zuchthause Lebensphilosophie erlernte, schwingt den kritischen Prügel, schlachtet philosophische Schriften gleich Hämmeln ab, und lebt wie die Laus im Grind. Magister, deren Lebensberuf geistloses Correcturlesen ist, sitzen in ihren Musestunden auf dem Rhadamanthenstuhl, den kritischen Haselstock gleich einem Richterstabe in der Hand, und brechen ihn über einige Dutzend Schriftsteller und Schriften zugleich, und ein Dutzend Handlanger im Brockhaus'schen Geschäfte liefern neben Buchhändleranzeigen, Remittendenlisten und Facturen für ein jährliches Weihnachtsdouceur, das ihnen der Prinzipal vorher wohlgezählt in die Hand drückt, Recensionen für das literarische Conversationsblatt;

und die gutmüthige deutsche Journalleſewelt nimmt die ganze kritiſche Allerwelts-Beſcheerung andächtig hin und freut ſich der Aufklärung und des Lichts dieſer abgebrannten kritiſchen Talgkerzenſtümpfe.

Von Zeit zu Zeit ſcheint dieſe kritiſche Eſelsraçe, die Jahr aus Jahr ein die Säcke zur Brockhausſchen Windmühle trägt, zur Täuſchung des Publikums veredelt werden zu ſollen, indem der Leipziger Mühlenbeſitzer einen bekannteren Namen in die anonymen Recenſentennummern hinein treibt, einen Geſtütsbeſchäler in die Eſelstrift; aber die Eſel bleiben — Eſel. Kommen auch gar manchen Kurzſichtigen im Publikum dieſe Windmühlenflügel wie Rieſen und Ungeheuer vor, ſo verlacht ſolche Träumer und Grillenfänger der Sancho Panſa ſelbſt, der ſtatt auf der romantiſchen, klapperdürren Roſinante auf ſeinem proſaiſchen Freund Graurock reitet; denn die kritiſchen Goliathe der Leipziger Windmühle

sind nur eitel Holzsparren- und Segeltuch-Vogelscheuchen, die der Müllerknecht, der Redacteur, jeden Morgen nach dem Winde dreht, den der Verleger-Aeolus wehen läßt, je nachdem — — — — — — — — — — — — — — — — —*)

Saß ein ..... einfältiger Schöps
In Brockhausischer Zelle,
Namenlos, doch nummerirt
Auf dem Schöpsenfelle.

Und vor jeder Thür er setzt
Seine jauchige Losung;
Denn er streicht üb'rall herum
Sonder anständ'ge Behosung.

Und der kritische Sansculott
Spendet Glasdemanten;
Brockhaus' Maculatur taxirt
Er wie Brüsseler Kanten.

*) Die hier folgende Stelle ist von den Herren Verlegern gestrichen. F. S.

Jedes andre Buch rangirt
Mit den Haderlumpen,
Auf das Pfund Topfkrämer nur
Einen Pfennig pumpen.

Also bis in's heurige Jahr
Hundert Vier und Zwanzig
Tischt der Leipziger Sosier auf
Solche Speisen ranzig.

Und der deutsche Michel nimmt zu
Trotz der Sachsenländ'schen
Schöpskritik an Weisheit und Gnad'
Vor Apoll und den Menschen.

Wie lange diese kritische Baderstubenmisere noch dauern und Deutschland sich solchen Unfug gefallen lassen und — bezahlen wird, welch sterbliches Auge weiß das zu ergründen! In Amerika ist schon mancher Redacteur gefedert und getheert worden; fehlt's doch auch dem deutschen

Michel nicht an Bettfedern — denn er steckt allnächtlich bis zu den Ohren drin — und an Wagenschmier ist auch kein Mangel; F. A. Brockhaus würde sich in der schwarzweißen Yankeestracht nicht übel ausnehmen, und die Leipziger Modenzeitung könnte ihn zu jedermänniglicher Lust illustriren. Ich subscribire zum voraus auf 10 Exemplare, das buchhändlerisch übliche elfte Freiexemplar ist für Dich. Ist der Anfang einmal gemacht, so werden mehrere derartige Lynchdecorationen nicht auf sich warten lassen, und Deutschland wird sich bald einer Walhalla seines kritischen Ruhmes erfreuen; denn das deutsche Volk ist ein „kritisches Volk“, besonders das Journalverlegende Buchhändlervolk, das seine Verlagsartikel mit unsterblichem Lorbeer bekränzen läßt, während er Andere stäubt und brandmarkt.

An Friedrich Raßmann.

Auf Norderney, 6. Juli 1826.

Sie haben es, geehrter Herr, meinem gestrigen Abendspaziergang am Strande zu verdanken, daß ich schon heute Ihren Brief vom 29. Juni beantworte. Es war ein unvergleichlicher Abend; die Dämmerung war kaum eingebrochen, als ich dem Strande zuwandelte; vor mir wogte das Meer in unermeßlicher Ausdehnung, hinter mir dehnten sich flach die Dünen, und über mir wölbte sich hochragend die Domkuppel des reich mit Sternen geschmückten Himmels. In diesem Gotteshause der Natur erhebt sich das kleine Menschenherz aus dem Sorgenpfuhle des alltäglichen Lebens,

aus dem Ameisengewirre der Welt rings um uns her.

Als ich heimging, kam ich mir vor wie eine Metamorphose des längstvermoderten heidnischen Poeten Ovidius Naso; so daß ich mich wirklich bei der Nase faßte, um mich zu überzeugen, ob sie noch vorhanden oder in ein Lorbeerblatt verwandelt sei, wie in Urzeiten das reizende Stumpfnäschen der schönen Daphne. Aber schon ehe meine Hand die Nasenspitze erreichte, war ich ihres Besitzes gewiß, indem des Weges am Strande mir ein Fischerjunge entgegenkam mit einem Korbe fauler Fische auf der Schulter, die rings um mich im Dome der Natur den penetrantesten Weihrauchdunst verbreiteten.

Trotz dieses überraschenden Nasengenusses war ich doch froh, nicht in einen Lorbeerbaum verwandelt zu sein; zupft und zerrt doch das deutsche Recensentenvieh mich jetzt schon genug; wie würde mich die Poetentrift zwischen Rhein und Memel

erst zerren und zupfen, um auf leichteste Weise sich Lorbeerkränze zu erringen; von dem Lorbeer-umwandelten Heine würden kaum der nackte Stamm und die blätterlosen Aeste übrig bleiben.

Doch zur Beantwortung Ihres Briefes. Ich konnte die ganze Nacht hindurch die zum Ein-schlummern erforderliche Stimmung nicht ge-winnen; sonder Schlaf brachte ich die Nachtstun-den zu. Es schlug vier Uhr; länger war meines Bleibens im Bette nicht, und jetzt sitze ich, die Feder in der Hand, und schreibe an Sie.

Sie wünschen einige Beiträge von mir zu Ihrer projectirten poetischen Sammlung, die ge-gen den Winter erscheinen soll. Poetischen Vorrath habe ich nicht eingescheuert, und auf diesem öden Eiland zwischen Dünen und langweiligen Bade-gästen fällt die Dichterernte gar mager aus. Ich komme mir hier vor wie König Pharao zur Zeit der sieben Hungerjahre Egyptens. Zwar hat mein Oheim durch einen guten Wechsel auf Sicht

mich vor dem Hungertode auf Norderney gesichert; aber meine Muse lebt schreckliche Jammertage, und mein Pegasus genießt statt Nektar und Ambrosia Kartoffellaub, das er in der s. g. Kartoffelallee abgraset.

Sie können daraus abnehmen, theuerster Herr, daß ich Ihnen zu Ihrem poetischen Göttermale, wozu Sie Frau Germania einzuladen beabsichtigen, kaum etwas ranzige Butter beizusteuern vermöchte, welche all Ihre poetischen Torten und Kuchen unschmackhaft, ja ungenießbar machen würde. Decken Sie daher ohne sothane Zuthat von mir der deutschen Lesewelt ihren Tisch, von dem sie sich mit wohlgestilltem Appetit erheben wird; meine Beiträge würden ihr nur Sodbrennen und Magenkrampf verursachen, und sie würde mich und meine Schüsseln nur verwünschen. Ihnen aber wünsche ich den besten glänzendsten Fortgang Ihres Unternehmens.

An J. B— — — —

Aus dem Jahre des Endes des deutschen Parlaments.

Gesprengt ist's deutsche Parlament,
Ein Jeder nach Hause gegangen:
Auf ihren Lorbeern ruhen sie
Und rekeln sich wie die Rangen.

Und wieder behaglich in alter Ruh'
Sie verzehren ihre Präbenden,
Gehälter, Pensionen und schneiden ab
Die Coupons von den Actienenden.

Und Ruh' ist erste Bürgerpflicht
Und Kirchengehn die zweite;

Drum gehen auch so ruhig nach
Den Kirchen soviel die Leute.

Die Hof=, Kanzlei= und Rechnungsräth'
Sind ganz besonders andächtig,
Weil der Frankfurter Beschluß*) ist suspendirt
Und ihnen geworden Gerechtig—

Keit. — 's lebe die alte Ordnung der Ding'!
Der Wirrwarr grassire in Spanien!
Mit den Räthen ohne Rath beginnt
Wied'rum das Heil in Germanien!

Das obige Gereimsel paßt sich schlecht zur Veröffentlichung; Dir theile ich es indeß mit: ohne meinen Namen mag es unter den Druckbengel kommen, aber daß die kritischen Bengel auf mich und meinen Namen drum lospauk=

*) Bekanntlich hatte die Nationalversammlung zu Frankfurt die Abschaffung aller Titularraths=Titel ausgesprochen.

ten, wäre mir nicht lieb. Gelegenheit macht Diebe, und will man sein bischen Geld und Ruhm hausväterisch zu Rathe halten, so darf man Dieben und Ehrendieben keine Gelegenheit geben, lange Finger zu machen; es gibt dazu bekanntlich heut zu Tage mehr lange als kurze Finger, und die kritischen pennsylvanischen Zuchthäuser wimmeln von Insassen, die obenein namenlos und nur numerirt sind, (cfr. die Brockhaus'schen kritischen und literarischen Waschblätter) worin wie in den Literaturzeitungen jeder Dummkopf von seines Gleichen gerichtet wird und Geistbesitzen ein Todesverbrechen ist, das mit dem Tode allein gesühnt werden kann: Aug' um Auge, Zahn um Zahn, Blut wieder Blut!

Auch Laube hat den politischen Rock wieder abgelegt; es war ein kurzer Traum. Ich sehe ihn im Geist wieder im bequemeren Schlafrock sitzen und die dramatische Muse nothzüchtigen auf dem Sopha. In der Paulskirche, deren Sitze

Deutschland bedeuteten, war er fischstumm, auf den „Brettern, welche die Welt bedeuten“, bekommt er Sprachwasser und kommt zu Worte, woran es vielen Parlamentscoulissenreißern zu Frankfurt nicht fehlte; es war Ueberfluß an Monologen, nur der Hamlet wollte nicht erscheinen, trotz dem, daß es allüberall faul war im Staate Dänemark. Die abgeordneten Professoren wähnten auf ihrem Katheder, die volksvertretenden Seelenhirten auf ihrer Kanzel zu stehn, daher geistesarme Vorlesungen und langweilige Predigten statt Parlamentsreden. Der kluge Laube hat geschwiegen und sein Renomé bewahrt und im parlamentarischen Schiffbruch gerettet. Wohl ihm! Der alte Jahn und der alte Arndt, Beide minder schweigsam, haben deutsch gepoltert in der Frankfurter Polterkammer, und am großen Polterabend, den Jungfer Germania gab, als sie unter die kaiserliche Haube wollte, ging's gar wunderbar her, und mit dem Kehraus wurde dieser deutsche

politische Hexenball geschlossen, als der Hahn das Herannahen des Morgens witterte, und jedermänniglich — Hexen, Geister und die Vertreter der deutschen Nation heimgingen, und bald darauf der politische Katzenjammer sich einstellte mit obligater Begleitung des deutschen Kaiserthums, der deutschen Flotte und der deutschen Einheit.

„Wir sind ein einig Volk von deutschen Brüdern:
Die Freiheit lebt in tausend deutschen Liedern.“ —

Du fragst, wie es mir geht? Ich brauche als Radicalmittel gegen meine Rückenmarkskrankheit den deutschen „unbewaffneten Widerstand“ und komme somit ohne Blutverlust fort wie die deutschen Abgeordneten, nehme aber noch immerfort meinen Sitz auf meiner Matratze ein und singe mit halber Stimme, während man Jenen Sitz und Stimme ganz genommen hat, und mezza voce zu singen, d. h. gut, ist ein Probierstein der Güte und des Werths unserer Gesangvirtuosinnen, denen ich gezwungen in's Handwerk pfusche.

O daß ich mezza voce singen muß und nicht mehr alle Schleusen meines Gesangstromes aufziehen kann! Wie schallte meine Liederkraft einst voll und stark durch's ganze Land und machte nervenschwachen Damen Vapeurs; man erkannte aber nicht den Grund des Uebels; die Schnürbrust ward für den Sündenbock gehalten, während ein Lied von mir die Ursache des Herzklopfens war. Herzweh und Zahnweh sind liebliche Schwestern; jenes wählt sich den ungestalteten Fleischklumpen in der Brust zum Sitze, dieses nistet in einem hohlen Backenzahn; das ist der ganze Unterschied; Beide aber peinigen folterhaft, das weiß nur der, der ihr Reißen und Pochen selbst erlebte. Den Zahn reißt man aus, und die Qual hat ein Ende; aber das Herz — — — Doch schweige ich vom Herzweh. —

An Professor Dr. Diefenbach. *)

Paris, 6. Januar 1850.

Mein lieber Diefenbach! Ich schreibe diese Zeilen an Dich, ohne daß eine Thier- oder Menschenseele etwas davon weiß. Du wirst daraus

*) Im Glauben, der bereits Ende 1847 verstorbene Diefenbach lebe noch, wandte sich Heine im nachstehenden Briefe an ihn, um ihn wegen seines Leidens zu consultiren. Aus Besorgniß, sein Freund und Hausarzt Gruby möge davon Kenntniß erhalten, wandte er alle Vorsichtsmaaßregeln an; er schrieb den Brief selbst, legte ihn in einen anderen, an einen dritten, in Berlin wohnenden Bekannten gerichteten Brief zur Besorgung an Diefenbach ein. Dieser Adressat, dessen Güte ich den Heine'schen Brief verdanke, meldete Heine den längst erfolgten Tod des berühmten Arztes und hielt den Brief zurück. Leider ist die von Heine dictirte Krankheitsgeschichte nicht aufzufinden gewesen. F. S.

entnehmen, daß ich unseren Pfaffen und Zeloten sehr ungleich bin, welche von der ganzen Thierseelenwelt nichts wissen wollen und ihr von vornherein den Untergang dictirt haben, wie sie denn auch die ganze sündige Menschenwelt zur Hölle verdammen und nur für sich einige allerliebste Plätzchen im Himmel prädestiniren. Wie hoch steht denn eine Cretinseele über einer Thierseele? Der Maaßstab, womit diese Entfernung ausgemessen werden soll, ist noch nicht erfunden, und eher wird man mit Luftballwaggons über den Ocean fahren, als —

Doch ich sehe, daß ich ganz von meinem Thema, von mir, auf die entferntesten Abwege und Luftschlösser verfalle, da mein Ich allein der Gegenstand dieser Zeilen sein soll und ich Dich als Arzt consultiren will.

Als Du im Jahre 1820 zu Bonn unseres Speisephilisters Troost ganzer siebenköpfigen und siebenschwänzigen jungen Hundebrut die Schwänze

wegoperirtest und die Schwanzfragmente mit blutstillenden Pflastern belegtest, so galt mir diese Siebenschwanzoperation für ein Zeichen Deiner gegenwärtigen Messer- und Sägevirtuosität. Und das ermuthigt mich zu diesen Zeilen an Dich.

Ob ich Deine Adresse richtig getroffen, oder ob aus dem simplen Professor ein Wirklicher Geheimer Ober-Medicinalrath mittlerweile erwachsen ist, weiß ich seit meiner langen Entfernung aus Deutschland nicht. Es läßt sich indeß die Raths-metamorphose auch bei Dir annehmen; denn als ich zum letztenmale in Berlin war — und das ist schon lange her — waren alle meine alten Residenzbekannte bereits nagelneue Räthe geworden. Also an Dich, Geheimer Rath, schreibe ich!

Vielleicht hast Du auf einer Deiner ärztlichen Morgenbesuchsfahrten durch Berlin, wo Du die Zeitungen zu durchblättern pflegst, gelesen, daß ich seit Jahren krank bin. Der liebe Herrgott scheint mit dem menschlichen Nervensystem bis

dahin nicht aufs Reine gekommen zu sein, und deshalb mit meinen absonderlich zähen Nerven Versuche zu machen, wie ihr Aerzte mit Hunden, Fröschen und dergleichen Geschöpfen der Erde experimentirt. Da ist denn vor einigen Tagen der Gedanke in mir aufgelebt und läßt mir ebensowenig wie meine Nerven bei Tag und Nacht Ruhe: ob Du mir nicht durch einige tüchtige Schnitte Deines geübten Operirmessers das ganze Nervengewächs mit allen seinen Aesten und Zweigen exstirpiren könntest, um mir einige — und schlimmsten Falles, was man eine verunglückte Operation zu nennen pflegt — ewige Ruhe zu verschaffen. Zwar hat mein tüchtiger Hausarzt, Dr. Gruby, mir durch drastische Mittel zum Gebrauch des Augenlichts und meiner Hände verholfen; aber — auf die Beine bringt er mich nie und nimmer wieder. Mein Cadaver wird zudem von Tag zu Tag ätherischer, engelhafter; denke dabei aber nicht an einen pausbäckigen kleinen

Engeljungen, wie ihn die Kirchenmaler auf ihren Altarbildern, die Posaunen vor dem Munde, portraitiren. Ich brauche Dir nur zu sagen, daß ich im Jahre 1847 in Folge eines Schlaganfalls erkrankte, im Mai 1848 zum letztenmale bis zum Louvre spazierte und seitdem das Stubenhockermetier mit Eifer getrieben habe. Das wird genügen, Dir von meinem engelhaften Air den gehörigen Begriff beizubringen.

Die Weltgeschichte meiner Körperleiden habe ich, meinem Schreiber dictirend, den beikommenden Bogen anvertraut; mein Geist ist noch so jugendlich, frisch und behende, als hätte meine Seele — Du weißt von Bonn her, daß ich mit Intervallen an die Seelenwanderung glaube — so eben ihr erstes Wanderstadium zurückgelegt, und wäre aus einem Kranich in eine Nachtigall übergegangen; mein Hūmōr ist nicht zu Hūmor geworden, er sprudelt und gährt und zischt und perlt wie Champagner, und statt daß mich meine

Freunde, die an meinem Matratzenlager sitzen, erheitern, laß' ich die Pfropfen knallen.

Wo mich aber der Schuh drückt und das Elend in mir horstet, wirst Du erfahren, wenn Du meine Krankheitsgeschichte gelesen hast, und mir dann offen und aufrichtig als kundiger, alter Freund sagen, ob Dir Aehnliches in Deiner reichen klinischen Praxis vorgekommen, und wie eventuell der Verlauf gewesen ist.

Hast Du doch dem lebenden Todtenkopf jener polnischen Gräfin ein einigermaaßen erträgliches Aeußere wiedergegeben; vielleicht daß Du mir meine Existenz erträglicher machst; auf die Dauer verzweifelt auch eine Prometheusnatur bei dem ewigen Hacken und Zerren des Geierschnabels, der seine Leber zerfleischt, so daß sie nicht einmal zu einer Leberpastete mehr hinreicht, wenn die meinige eine Straßburgerin wäre.

Deinen Brief adressire an ......; er händigt ihn mir ein, ohne daß Jemand etwas davon er-

fährt; ich möchte es um Dr. Gruby's willen nicht, dem ich so viel verdanke. Aber ist man vor eine Jury gestellt, wo der Tod als Staatsanwalt fungirt, sehnt man sich nach einem zweiten Vertheidiger. Der Deinige.

P. S. Als Du im Jahre 1836 mich hier zuletzt besuchtest, litt ich an den Augen. Ein Quentchen Augensalbe, von Dir verordnet, gab ihnen auf der Stelle ihre frühere Sehkraft. O würdest Du auch jetzt mein Erlöser! Ich würde Dir den Erlöserorden vom h. Vater zu erwirken suchen, was mir vielleicht gelänge, obwohl Du kein „Sohn der Kirche" bist, da ihn ja Rothschild erhalten hat, der den päpstlichen Säckel durch Palliativmittel von seiner perpetuellen Hektik kurirte, um so mehr Du, der Du mich radical heilen wirst.

An Emil — — — —

(Billet.)

Beul, 3. August 1820.

Empfangen Sie, liebster Commiliton, hierbei das mir zugesandte Blatt aus Ihrem Stammbuche mit einigen Zeilen von meiner Hand zurück, zu steter Erinnerung an Ihren akademischen Freund

Heine.

Auf dem Stammbuchsblatte hatte Heine geschrieben:

Jahre kommen und vergehen —
In dem Webstuhl läuft geschäftig
Schnarrend hin und her die Spule;
Was er webt, das weiß kein Weber.

Beul bei Bonn, 3. August 1820.

H. Heine.

Anhang.

(Zu Seite 1.)

Heine und ich hörten während unseres Aufenthaltes zu Bonn Arndt's Vorlesungen über deutsche Geschichte und über Tacitus Germania. Wir hatten, da wir uns gleichzeitig zusammen bei ihm dazu angemeldet, den alten Herrn, der damals noch in Kraft und Fülle der Jahre — er hatte das 50. Lebensjahr um ein's überschritten — von vorn herein liebgewonnen, indem er uns offen und traulich entgegenkam. Häufig suchten wir ihn gemeinschaftlich heim in seinem neu erbauten Tusculum hart am Rhein vor dem Koblenzer Thor. Das erklärt den Ton, worin der

Brief Heine's an ihn gehalten ist; und mit Heine's darin kundgegebener Ansicht über Göttingen'sche Zustände sympathisirte Arndt; es ergötzte ihn, Anekdoten aus dem dortigen Professorleben zu erzählen. Auch nachdem wir Bonn verlassen, blieben wir brieflich mit dem würdigen, „treuen Eckhart" in Verbindung; in Heine's nachgelassenen Papieren muß sich noch mancher Brief, wenigstens bis tief in die Vierziger Jahre hinein befinden. Auch ich besitze eine Reihe Arndt'scher Briefe, deren Veröffentlichung ihre passende Zeit finden wird. Zwei derselben, welche zwei von mir ausgeführte literarische Projecte betreffen, lasse ich hier folgen.

Der Erste hat das von mir verfaßte Leben des Freiherrn von und zum Stein (Leipzig: Fr. Fleischer 1841. 2 Theile) zum Gegenstande, welches ich ihm widmete; es war die erste, durch den Druck veröffentlichte Biographie des großen, energischen Staatsmannes. Nach

Zusendung eines Exemplars dieses biographischen Versuches schrieb mir Arndt:

Bonn, 3. Mai 1841.

S. T.

Ich danke Ihnen von Herzen für das Geschenk und für die Ehre, die Sie mir freundlich dargebracht haben. Sie deuten selbst an, daß Sie ein schweres hohes Werk zu vollbringen gewagt haben; es enthält manches Tüchtige. Nur in dem Zeugenverhöre scheinen Sie mir zuweilen zu fehlen, indem Sie manche Zeugen und also auch ihre Aussagen und Urtheile als gültig angenommen haben, die es nach meiner Ansicht keineswegs sind, sowie das Buch hin und wieder an einer gewissen Ungleichartigkeit leidet. Wäre ich jetzt nicht zu sehr beschäftigt, so würde ich Ihnen darüber weitere Winke geben können. Ich will sie bis zu einem persönlichen Besuche, den Sie mir ankündigen, aufsparen.

Daß Sie mir zu meiner sogenannten Wiederherstellung *) Glück wünschen, dafür danke ich Ihnen. Mein König und Herr ist sehr gnädig gegen mich gewesen; aber Könige können Siebenziger nicht 20—30 Jahre zurückdatiren. Meine Zeit ist hin; ich habe kaum noch ein bischen Abenddämmerungsschein. Leben Sie wohl.

Der zweite Brief betrifft den von mir für 1843 herausgegebenen „Musenalmanach, mit Beiträgen von 150 Dichtern.“ (Leipzig: Fr. Fleischer 1843). Bei der öffentlichen Aufforderung zu Beiträgen für denselben hatte ich jedem Einsender die Wahl des Redacteurs freigestellt. Die Mehrzahl der Stimmen fiel auf Arndt, und so sandte ich ihm das Manuscript der eingegangenen Beiträge mit der Bitte zu, sich, wenn er es vermöchte

---

*) Arndt meint damit seine durch König Friedrich Wilhelm IV. erfolgte Wiedereinsetzung in seine Universitätsprofessur, aus welcher er seit dem Jahre 1820 in Folge der wider ihn verhängten Untersuchung wegen angeblich „demagogischer Umtriebe“ entfernt gewesen.

und seine sonstige Thätigkeit es zulasse, dieser Mühewaltung zu unterziehen. Er antwortete darauf mit folgenden Zeilen:

Bonn, 17. Juli 1842.

S. T.

Ohne daß Jemand wird sagen und klagen können, daß ich Ehren und Freundschaft ablehne, muß ich Ihnen Ihre Sendung zurückschicken. Hören Sie!

1. Aehnliches habe ich schon mehrmals Freunden abgeschlagen, also durfte ich jetzt nicht.

2. Aber ich bin krank und alt (73 Jahre), seit Jahr und Tag sehr leidend, also solcher jener Uebernahme völlig ungewachsen und jenes heiteren Sinnes entbehrend. Kaum kann ich Gleichmuth gewinnen, völlig beraubt der Ruhe, die zu dichterischen Uebersichten, Urtheilen und Freuden gehört.

3. Auch kann ich nicht mehr arbeiten wie

früher und mich in Correspondenzen oder dergleichen Weiterungen einlassen. Dazu — das begreifen Sie wohl — gehören Männer rüstiger Jahre und rüstigeren Geistes.

Für das Gedruckte meinen besten Dank. — Ich eile mit der Rücksendung, damit Ihr Plan nicht aufgehalten werde. Es thut mir leid; aber was ich nicht kann, darf ich nicht annehmen.

Ihr

E. M. Arndt.

(Zu Seite 33).

Vaterländische Literatur.

Gedichte von H. Heine. Berlin 1822, in der Maurer'schen Buchhandlung.

Herr Heine hat es uns bei einigen Gelegenheiten zu sehr verrathen, daß er ein denkender Dichter ist, daß er genossen hat von allen Früchten jenes Baumes, von dem die Poesie nur ein einzelner Zweig ist, als daß es unsere Pflicht wäre, schonend jene Gebrechen zu verhüllen, von denen wir glauben konnten, daß derselbe sie ablegen würde, wenn er den Zweck aller Poesie tiefer erkannt habe. Wir wollen daher unverschleiert die bittere Wahrheit aussprechen: Dieses Buch besteht aus lauter Sünden gegen den Zweck der Poesie. Wir wissen wohl, daß dieses Urtheil

sehr grell absticht gegen die andern Urtheile, die über Heine's Gedichte gefällt worden, und daß die meisten Leser derselben uns entgegnen werden: Wir haben uns wenigstens bei diesen Gedichten nicht wie bei den gewöhnlichen Wasserversen gelangweilt, und die Wahrheit der Leidenschaft und Kühnheit der Darstellung, die darin herrscht, hat uns tief erschüttert.

Aber ist jenes Erschüttertwerden, jener galvanische Stoß, der Zweck der Poesie? Nein, wahrlich nicht! Poesie soll wirken wie — Religion. Wie wir in der frühesten Zeit die Religion mit der Poesie Hand in Hand gehn sehn, wie die Poesie der Religion als Kleid und die Religion der Poesie als Stoff, als Seele, diente, so soll es auch jetzt noch sein. Wie es besonders der Zweck unserer heiligen christlichen Religion ist, die zerissenen Gemüther zu heilen, zu stärken, zu erheben, so soll sich auch unsere Poesie jenen Zweck vorzeichnen, und wenn es auch in ihrem

Wesen liegt, die Leidenschaften gewaltsam aufzuwühlen, und den Gemüthsturm mit seltsamen Sprüchen zu beschwören, so soll dieses doch nur geschehen, um die Leidenschaften desto milder zu versöhnen, und jenen Sturm in ein mildes Wehen aufzulösen. Betrachten wir jetzt den Geist, der in den Gedichten Heine's lebt, so vermissen wir nicht allein jenes versöhnende Prinzip, jene Harmonie, worauf selbst die wildesten Leidenschaftsausbrüche berechnet sein sollten, sondern wir finden sogar darin ein feindliches Prinzip, eine schneidende Dissonanz, einen wilden Zerstörungsgeist, der alle Blumen aus dem Leben herauswühlt, und nirgends aufkeimen läßt die Palme des Friedens.

In Heine's Gedichten erblicken wir das unheimliche Bild jenes Engels, der von der Gottheit abfiel. Wir sehen hier: edle Schönheit, die verzerrt wird durch ein kaltes Hohnlächeln, gebietende Hoheit, die übergeht in trotzigen Hoch-

muth, und kolossalischer Schmerz, der sich anfangs windig gebährdet und endlich versteinert in trostloser Zerknirschung. Heine's Liebe ist nicht ein seliges Hingeben, sondern ein unseliges Verlangen, seine Glut ist ein Höllenfeuer, — sein Amor hat einen Pferdefuß.

Deshalb sind auch am schlechtesten und am kläglichsten jene Gedichte ausgefallen, wo der Verfasser gewaltig zärtlich und schmachtend thut, namentlich die Minnelieder. Wahrlich, Herr Heine mit den zwei charakteristischen Seiten seiner Dichtart, Stolz und Höllenschmerz, mußte einen sehr schlechten Troubadur abgeben, und mag wohl zarte Frauenherzen nicht sehr erbauen mit einem:

„Blutquell rinn' aus meinen Augen,
Blutquell brich aus meinem Leib,
Daß ich —" (Seite 54).

Es ist sehr begreiflich, daß, obschon Herr Heine so unverzeihlich sündigt gegen den Zweck

der Poesie, seine Gedichte dennoch beim großen Publikum so vielen Beifall finden, da die Sünde an sich schon interessanter ist als die Tugend; welche letztere nicht selten sogar langweilig ist. Die Leute lesen lieber Kriminalgeschichten als moralische Erzählungen, lieber den Pitaval als die Acta sanctorum. Bei Heine findet aber noch ein anderer Umstand statt: je weniger er dem Zwecke der Poesie huldigt, desto mehr hat er das Wesen derselben begriffen und beachtet. Das ganze Wesen der Poesie lebt in diesen Gedichten. Dies läßt sich nicht läugnen; ebenso wenig wie sich läugnen ließe, daß die rothe Fackel des Mordbrenners ein eben so ächtes Feuer ist, als die heilige Flamme auf dem Altar der Vesta. In allen Gedichten Heine's herrscht eine reine Objektivität der Darstellung, und in den Gedichten, die aus seiner Subjektivität hervorgehn, gibt er ebenfalls ein bestimmtes, objektives Bild seiner Subjektivität, seiner subjektiven Empfindung.

Wir müssen diese Objektivität der Darstellung bewundern. Herr Heine zeigt sich hier als großer Dichter, mit angeborenem, klarem Anschauungsvermögen; er raisonnirt und reflektirt nicht mit philosophisch poetischen Worten, sondern er gibt Bilder, die, in ihrer Zusammenstellung ein Ganzes formirend, die tiefsten philosophisch poetischen Gedanken erwecken. Seine Gedichte sind Hieroglyphen, die eine Welt von Anschauungen und Gefühlen mit wenigen Zeichen darstellen. Diese poetischen Hieroglyphen, diese Bilderzeichen, diese Abbreviaturen von großen Gedanken und tiefen Gefühlen, sind allgemein verständlich, da sie besonders gut gewählt, klar und einfach sind. Der Verfasser hat nämlich bei seinen Gedichten die Bilder und Formen, kurz die Sprache des deutschen Volksliedes gebraucht zu den meisten seiner Gedichte. In allen herrscht jener populäre Ton, den unsere präziösen Anhänger eines herkömmlichen Schwulstes als einfältig belächeln,

und der in seiner wahren Einfalt nur vom ganz großen Dichter erreicht werden kann. Seit Bürger kennen wir keinen deutschen Dichter, dem dieses so gut gelungen wäre als Herrn Heine. Göthe hatte ein ganz andres Ziel vor Augen; er gab dem Volksliede ein mehr theegesellschaftliches Kolorit. Dazu hat er, ebenso wie andre neue Volksdichter, Stoff, Wendungen, ja ganze Strophen alter Volkslieder sich zugeeignet, und neue Volkslieder daraus zusammengenäht. Heine hat hingegen das Verdienst: daß die Gedichte, die er im Volkstone geschrieben, ganz original sind, sowohl in Hinsicht des Stoffes, als der Wendungen. Er hat nicht dem Volke seine hübschen Ideenkleider gestohlen, sie, wie Diebe zu thun pflegen, neu gefärbt, um sie unkenntlich zu machen, oder in Fetzen zerrissen und sie modisch wieder zusammengeschneidert. Rez., der die meisten Volkslieder kennt, hat sich nicht genug wundern können, daß er in keinem der

Heine'schen Volkslieder den Stoff oder die Anklänge eines schon vorhandenen deutschen Volksliedes finden konnte, und hat sich herzlich gefreut, daß Herr Heine ganz den richtigen Ton derselben getroffen hat, ganz ihre schlichte Naivität, ihren schalkhaften Tiefsinn, und ihren epigrammatisch humoristischen Schluß. — Wir können indessen die Bemerkung nicht unterdrücken, daß bei all ihrer Vortrefflichkeit diesen Heine'schen Volksliedern etwas fehlt, was sie erst ganz zu Volksliedern stempelt. Letztere gründen sich nämlich bei allen Völkern auf die Geschichte derselben. Das spanische Volkslied bezieht sich größtentheils auf den Kampf mit den Mauren, das englische auf den Kampf mit der Hierarchie, das slavische auf die Bauernknechtschaft u. s. w.

Wie zersplittert auch die deutsche Geschichte ist, so hat sie doch manches ganz Charakteristische, und z. B. das Streben des dritten Standes, das Zunftwesen, die Glaubenskriege, der Meinungs-

kampf, sind hervorstechende Elemente des deutschen Volksliedes. Wären Heine's „Grenadiere“ in französischer Sprache geschrieben, so wäre das ein ächtes französisches Volkslied; denn es bezieht sich auf die französische Geschichte, und spricht ganz aus den Geist der alten Garde und ihre Anhänglichkeit an den Kaiser Napoleon. Mit besserm Rechte kann das „Lied des gefangenen Räubers,“ wie sehr es auch den übrigen an Gehalt nachstehen muß, ein echt deutsches Volkslied genannt werden; weil es historische Anklänge hat, die Hexenprozesse, die alte schlechte Kriminaljustiz und den Volksglauben. — Außerdem bemerken wir, daß in Heine's Gedichten zwar immer ein deutscher Geist, aber mehr ein nordisch-deutscher, als ein süddeutscher Geist lebt, so wie überhaupt das nächtige, trotzige Gemüth, das sich in denselben ausspricht, jenen Ländern zu gehören scheint, wo der wilde Boreas sich ausheult, und das Nordlicht seine abenteuerliche Strahlen herabgießt auf

wunderliche Felsengruppen, düstre Fichtenwälder und hohe ernste Menschengestalten.

In unserer Literatur hat noch nie ein Dichter seine ganze Subjektivität, seine Individualität, sein inneres Leben, mit solcher Keckheit und solcher überraschenden Rücksichtslosigkeit dargestellt, als Herr Heine in seinen Gedichten. Da die streng objektive Darstellung dieser ungewöhnlichen, grandiösen Subjektivität ganz das Gepräge der Wahrheit trägt, und da die Wahrheit eine wundersam allbesiegende Kraft besitzt, so haben wir wieder einen Grund mehr aufgefunden, weshalb Heine's Gedichte bei den meisten Lesern einen so unwiderstehlichen Reiz ausüben. Aus dem Grunde machen Lord Byrons Gedichte in England so vieles Aufsehn; das Edinburgh-Review und die Magazins und die ganze Kritikergilde schreit „Zeter!" und das lesende Publikum schreit „göttlich!" Man hat noch außerdem zwischen Herrn Heine und dem sehr edeln Lord eine geheime

Verwandtschaft bemerkt. Es ist etwas Wahres an dieser Bemerkung. Die geistigen Phisionomien Beider sind sich sehr ähnlich; wir finden darin dieselbe Unschönheit, aber auch denselben Hochmuth und Höllenschmerz. Bei dem jüngern Deutschen blickt noch immer die deutsche Gutmüthigkeit durch, und seine humoristische Ironie ist noch sehr entfernt von der eiskalten, brittischen Persiflage. Es liegt doch noch immer mehr Schmerz als Spott in den Worten:

„Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern,
Und hämisch mich beschniffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Splitterrichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich umdroh'n mit giftgetränkten Waffen."
(S. 118).

So wie auch in den krampfhaftigen Worten:

„Du sahst mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geschminkten Katzen und (be) gebrillten Pudeln,

Die mir den blanken Namen gern besudeln,
Und mich so gerne ins Verderben züngeln.
Du sahest oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz sich ringeln,
Du sahst mein Blut aus tausend Wunden sprudeln."
(S. 124.)

Herr Heine, bei seiner kräftigen und imposanten Subjektivität, durfte es wohl wagen, dieselbe dem Publikum in seiner ganzen Blöße darzustellen. Wenigen Dichtern möchten wir rathen, ein Aehnliches zu versuchen.

Ein nackter Thersytes wird immer mit Gelächter empfangen werden. Dies wissen unsre poetischen Thersyten sehr wohl, und sie sind beflissen, sich so tief als möglich einzuhüllen in den Mantel der Convenienzpoesie, sind ängstlich besorgt, daß aus den Löchern desselben ihre armselige Subjektivität nicht hervorschimmere, bemühen sich außerdem, mit ihren beweglichen Alltagsgesichtern die edeln Mienen antiker Heroenstatuen

nachzuäffen, und nennen das: ein Streben nach dem Idealischen, — antike, klassische, plastische Poesie! Daher jener gespreizte, vornehme Wortschwall, jenes Daherschreiten auf hohen Sprachstelzen, und jenes geringschätzende Herabschauen auf den wahren, schlichten Volksdichter. Die Zeit ist schon gekommen, wo man diesen Thersyten die ehrwürdige Toga vom Leibe reißt, und sie herunterwirft von dem hohen Kothurn. Wir haben schon viele Dichter, die durch eignes Beispiel ein solches Zurückgehn zur poetischen Wahrheit vorbereiten. Doch haben sich die meisten nicht entschließen können, in ihren Gedichten die letzte Konvenienzhülle von sich zu werfen; — und dies hat Heine gethan. — Wir haben hier angedeutet den Kampf der sogenannten Romantik mit der mißverstandenen Klassizität. Herr Heine hat sich einst in diesen Blättern, in einem polemischen Aufsatze, als ein feuriger Anhänger der romantischen Schule, als Schlegelianer, bekannt, und hat ebenfalls in sei-

nen Gedichten dieses Bekenntniß unverholen ausgesprochen. Doch müssen wir Herrn Heine selbst darauf aufmerksam machen, wie sehr er auch die Schlegelsche Schule durchgegangen sei, und sich an den belehrenden und „gütigen“ Worten A. W. Schlegels erkräftigt habe, so gehört er doch auf keinen Fall der Schlegelschen Schule an. Diese letztere, oder die romantische Schule par excellence, oder, um sie noch besser zu nennen, die afterromantische Schule, besteht aus zwei Elementen, die wir gottlob vergebens in Heine's Gedichten suchen, — Ritterthum und Mönchthum, oder Feudalwesen und Hierarchie. Reines Bürgerthum, reines Menschthum ist das einzige Element, das in den Gedichten Heine's lebt, und bis auf einige leise Anklänge, finden wir in denselben nirgends ritterliches Sporengeklirr und kirchlichen Weihrauchdampf, die beiden Hauptbestandtheile des Mittelalters, und der nach dem Mittelalter schmachtenden Schlegelschen Schule; mit einem Wort —

Heine ist ein Dichter für den dritten Stand (tiers état).

Wir haben schon erwähnt, daß Heine's Gedichte sich durch Originalität auszeichnen. Dies ist ganz besonders der Fall bei den Traumbildern und Fresko-Sonetten. Erstere haben einen überraschend eigenthümlichen Charakter, wir wissen nicht, unter welchen Gedichtarten wir dieselben rubriziren sollen, und wir gestehen, daß Herr Heine unsere Literatur mit einer neuen Gattung Poesieen bereichert hat. Diese Reihe schlicht erzählter Träume, oder träumerischer Zustände, bildet gleichsam eine camera obscura mit einem von dunkelrothem Karfunkellichte beleuchteten Kristallspiegel, worin sich viele unheimliche Figuren, die theils fromme Engelmienen, theils entsetzliche Teufelslarven tragen, wunderlich hin- und herbewegen, und durch ihre tollen Gruppirungen und seltsamen Kämpfe, dem Leser das innere Leben des Dichters zur Anschaulichkeit

bringen. Dieses innere Leben ist aber blos ein poetischer Wiederschein seines äußern Lebens, das der Dichter, mit einer seltenen Kraft, in den Fresko-Sonetten darstellt. Letztere sind nicht so poetisch wie die Traumbilder, aber sie sind weit pikanter. In den Traumbildern sehen wir einen Nachtwandler, der mit somnambüler Klarheit die Geheimnisse des Lebens anschaut. In den Fresko-Sonetten sehen wir einen wachen Mann, der, vollen Bewußtseins, mit scharfen Augen in's Menschentreiben und in die eigne kranke Brust hineinschaut.

Was die Form der Heine'schen Gedichte betrifft, so wollen wir uns nicht zu pedantischer Sylbenstecherei herablassen, und wir wollen uns blos einige kurz zusammengefaßte Bemerkungen erlauben. Die Form der meisten Traumbilder ist höchst vernachlässigt. Herr Heine gefällt sich hier in Archaismen, kokettirt mit einer poetischen nonchalance, und will diesen Gedichten ein

grobes holzschnittartiges Ansehen geben, damit ihr höchst poetischer Stoff desto mehr contrastire mit der schlichten, kunstlosen Form. Dasselbe ist der Fall bei den meisten Minneliedern. Wir haben schon oben bemerkt, daß diese nicht die glänzendste Parthie des Buches genannt werden dürfte. Der Hr. Verf. befolgt nicht immer seine eigenen Worte:

„Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort das ist sein Schwert.“ (S. 93.)

Wir haben ebenfalls schon bemerkt, daß die Volkslieder, die unter der Rubrik Romanzen stehen, im ächten Volkstone geschrieben sind. Unter den eigentlichen Romanzen finden wir den „Don Ramire“, so großartig und keck er auch in der Anlage ist, in der Form sehr flüchtig gearbeitet. Erst in den Sonetten und in einigen kleinen Liedern zeigt sich der Verf. als vollendeter Metriker; hier sehen wir Spuren der Schlegelschen

Schule, und der Kontrast, den der derbe Stoff der Fresko-Sonette mit ihrer kunstvollen zarten Form bildet, gibt denselben ihren größten Reiz. Aber durch seine Uebersetzungen aus Byrons Werken nimmt Herr Heine ganz und gar unsere unbeschränkte Achtung und unser höchstes Lob in Anspruch; wir erkennen in ihm den großen Meister, der bis in die tiefsten Tiefen des grammatischen Baues, des eigenthümlichen Wesens, und des geistigen Charakters unserer Sprache eingedrungen ist, und der die Meisterstücke fremder Literaturen mit der Treue eines Spiegels in's Deutsche zu übertragen versteht.

Wir wünschen, daß Hr. Heine die Winke, die wir ihm oben gegeben, benutzen möge. Wir können ihm bis jetzt eben so viel Tadel als Lob zumessen. Doch es hängt ganz von ihm ab, ob dieser Tadel nächstens ganz verschwinden kann. Die Natur hat ihn zu ihrem Liebling gewählt, und ihn mit allen Fähigkeiten ausgerüstet, die

dazu gehören, einer der größten Dichter Deutschlands zu werden; es hängt ganz von ihm ab, ob er es vorzieht, seinem Vaterlande verderblich zu sein als verlockendes Irrlicht, oder als riesiger Giftbaum. —Schm.—

(Zu Seite 175.)

Ich habe die angezogene Nummer des Brockhaus'schen Literarischen Conversationsblattes zufällig aufgefunden und theile den darin enthaltenen, auf Heine's Tragödien bezüglichen Artikel mit, zum näheren Verständnisse des Heine'schen Briefes. F. S.

Neuere dramatische Dichter.

H. Heine.

Den Dichter muß man offenbar in ihm erkennen und freudig begrüßen, aber bei weitem mehr den lyrischen als den dramatischen. Er hat sich in der Form geirrt als er einige Romanzen dramatisirte. Wider seine Absicht, und der aufgedrungenen Form ungeachtet, sind seine

beiden Tragödien doch Romanzen geblieben. Ich abstrahire noch dazu aus diesen, daß dem Dichter die dramatische Anlage und ein solcher Gesichtspunkt eigentlich abgehe.

Wenn man seine Tragödien mit Aufmerksamkeit liest, wird man immer nur die Romanzen-Motive in die Scene gesetzt und die dramatischen verschwiegen finden. Daß er dies nicht fühlte, daß er seinen Stoff nicht gleich als undramatisch beurtheilte, zeigt eben, daß ihm der Blick dafür nicht gegeben ist. Die kritische Einsicht wird er später unbezweifelt erlangen, wenn er sich darum bemüht; er kann auch von dieser für einen neuen dramatischen Versuch Gebrauch machen, und es wird ihm ein solcher wahrscheinlich besser gelingen als die vorliegenden, aber es wird doch nicht sein eigentlicher Beruf sein, dem er darin nachgeht. Wo dieser so entschieden und glücklich im Lyrischen, im Liede für ihn gefunden ist, da sollte man nicht vielleicht Versagtes versuchen, und so

das Besitzende zu verlieren in Gefahr bringen, indem wir nach etwas Ungewissem haschen, wohin uns eine dunkle Sehnsucht treibt. Aber es ist eine Schwäche des Menschen, daß er immer das begehrt, was ihm nicht gewährt ist; und Mode ist es, Dramen und Trauerspiele zu schreiben. Das Versemachen ist leider so allgemein geworden, daß alles Interesse daran aufhört; Melpomene wird nur herauf beschworen, ohne zu bedenken, daß es viel leichter ist, etwas zu schreiben, was wie ein Gedicht aussieht und wohlklingend sich anhört, als was auch nur für ein Trauerspiel scheinbar passiren könnte. Von dem Genius spreche ich nicht, denn ein echtes Gedicht, ein schönes Lied ist eben so unsterblich als ein meisterhaftes Trauerspiel.

Uebrigens bekennen wir gern, daß auch Hrn. Heine's Tragödien sich in schöner Sprache leicht bewegen, und angenehm mit gesteigertem Interesse lesen lassen; nur sind es, wie gesagt eben

keine Tragödien. In der zweiten, Almansor, finden sich übrigens moderne Motive, welche ihm weder der Stoff dargeboten haben kann, noch zu diesem und den benutzten Elementen passen; die beiden Betrüger, Don Enrique und Don Diego, fallen ganz aus der Geschichte, und sind überdem ein Paar widerwärtige Figuren, denen noch mancher Strich abgeht, um mit Wahrheit gezeichnet zu sein.

Das an schönen Liedern reiche Intermezzo schadet übrigens den beiden Tragödien. Ein gewisser Uebermuth und Kühnheit der Phantasie, sogar Ironie spricht aus vielen; seltene Gäste! denen wir ein nochmaliges Willkommen zurufen wollen. Ein anderer Ref. hat in diesen Blättern darüber berichtet. Keine Nachahmung oder Aehnlichkeit, aber eine innere, gleichsam musikalische Verwandtschaft im Anschlagen desselben Tones, in einem ähnlichen Tonfalle, in einer gleich leich=

ten Behandlung der Sprache und im glücklichen Versbau mit den Liedern Wilhelm Müller's ist mir darin aufgefalleu. Doch wer weiß, ob dies nicht mehr ein individuelles dunkles Gefühl als etwas Wirkliches ist?

(Zu Seite 101).

Die Stelle in Gutzkow's Forum der Journalliteratur (Band 1, Heft 2, S. 206 folg.) lautet also:

Professor Gubitz, der Herausgeber des Gesellschafters, hat, beseelt von dem Wunsche, sein Journal gut auszustatten, zu Ende 1828 Preise ausgesetzt für Diejenigen, welche die besten Arbeiten für den Gesellschafter liefern würden. Da nun der bis zum 1. October 1830 verlängerte Termin schon lange abgelaufen ist, so möchte es Zeit sein, die Leistungen der Preisbewerber zu prüfen.....

Das alte Sprichwort, daß das Letzte das Beste sei, läßt sich auf die humoristischen Auf-

säße anwenden; denn keine der früheren Arbeiten hält mit der Donna Quixote de la Mancha von Friedrich Steinmann eine Vergleichung aus. Da Herr Steinmann mich, seinen unbekannten Kritiker in Sonetten angeredet hat, so sehe ich mich genöthigt, ihm in ähnlicher Weise zu antworten:

Viel Dank, o Dichter, Dir für Dein charmantes
  Kurzweil'ges Mährlein, das Du uns geboten.
  Was zagst Du vor dem kritischen Despoten?
  Da Du Bewährtes lieferst, längst Bekanntes.

Denn nachgeahmet hast Du dem Cervantes,
  Und Erbsen vorgesucht aus seinen Schoten.
  Allein wir zehren stets ja von den Todten,
  Und Aufgewärmtes ist nicht stets Verbranntes.

Auch daß Du mir gegriffen hast in's Handwerk
  Und kritisirt, will ich geduldig tragen:
  Denn brav gegeißelt hast Du manches Schandwerk.

Doch da zu Ende gehet mein Sonetto,
  Will ich, was wahr mir scheint, in Prosa sagen,
  Nicht fürchtend das, was Du noch hast in Petto.

Herr Steinmann hat, wie schon in dem Sonett angedeutet ist, die ersten Kapitel des Don Quixote parodirt, und zwar sehr gut parodirt.

Der Inhalt seiner Erzählung ist folgender: Ein armes Dorffräulein (richtiger Landfräulein), welchem die Romane von Clauren und anderen literarischen Sansculotts den Kopf verschroben hatten, so daß sie an nichts anderes als an bildschöne Rittmeister und Lieutenants, unschuldige Entführungen und Verführungen dachte, faßte den Entschluß, in der Welt umher zu ziehen, um sich entführen zu lassen, und führt die erste Hälfte desselben auch wirklich aus.

Ihr Reisebegleiter ist ihr Schweinehirt, Junker Wiedehopf genannt. Da sich diese Schreckenspost verbreitet hatte, finden sich der Dorfkantor und ein alter Chirurgus ein, und halten Gericht über ihre Bibliothek. Einige schlechte Bücher werden hier kurz und gut kritisirt; doch hätte Herr Steinmann vielleicht noch schlechtere und

gelesenere auffinden können. Tromlitz, Blumenhagen, Spindler und andere saft- und marklose Scribenten, die man doch oft als lumina ausschreit, werden verschont, ingleichen Raupach und die übrigen Lohn-Bühnendichter, mit Ausnahme von Immermann. Dagegen werden u. a. Sachen, die wohl Niemand als Verfasser und Setzer gelesen haben, z. B. der Horaz von Nürnberger und Riemer's Gedichte scharf mitgenommen.

Es wird darauf die erste und letzte Tagereise des Fräuleins erzählt, auf welchen sie manchen Aerger erfuhr, worunter der bedeutendste der war, daß sie am Abend im Wirthshause ihren Oheim, den Ehrendomherrn, Schmunzelbart, antraf, und bald darauf durch die Ankunft des Dorfkantors und Chirurgus überrascht wurde.

Weiter ist die Geschichte nicht ausgeführt. Herr Steinmann gibt nur noch an, daß das Fräulein nach einem von ihrem Oheim entworfenen Plane durch den Chirurgus mit Bei-

stand des Kantors entführt, d. h. nach ihrer Heimath zurückgeführt sei. Die Ausführung des Ganzen ist sehr gut. Ueberall finden wir einen gesunden und kecken Humor, namentlich in den eingestreuten Parodieen und Glossen, die wir als besonders gelungen bezeichnen müssen. Zur Probe mag folgende Stelle dienen:

Alte Tanten, Gouvernanten,
Modepuppen, süße Herrchen,
Und dergleichen Narr'n und Närrchen
Bilden 's Heer der Dilettanten;
Mit Geschnatter und Gegacker
Bauen sie das Reimfeld wacker,
Laben sich mit manchem Trunke.
Sagt, wo steckt bei dem Gelichter,
Was allein nur schafft den Dichter,
Echter Kunst geweihter Funke?

Aus dieser Uebersicht wird der Leser schon ersehen können, daß Herr Steinmann des Preises würdiger ist als irgend einer seiner vorher betrachteten Mitbewerber. — Aber wird er ihn be-

kommen? — Ich zweifle sehr, oder weiß vielmehr fast gewiß, daß er ihn nicht bekommen wird, indem irgend ein guter Freund von ihm, vielleicht einer seiner Mitbewerber, entdeckt hat, daß einige der Gedichte, die er in seine Arbeit verwebt hat, schon früher in einem andern Journale gestanden haben. Daraus macht man ihm nun ein großes Verbrechen. Aber meiner Meinung nach ist es ärger, Stellen aus fremden Werken zu verkaufen, als Stellen aus seinen eigenen. Demnach möchte das Citiren von Lesefrüchten, Motto's und anderen Pfauenfedern strafbarer sein, als die Handlung des Herrn Steinmann.

Aber dem sei, wie ihm wolle, wenn wir auch alle abgedruckten Verse streichen, so bleibt die Donna Quixote doch besser, als alle bis dahin beurtheilten Arbeiten zusammen genommen, und auch von denen, welche im Jahre 1830 eingeschickt sind, möchte ihr schwerlich eine den Sieg

streitig machen können, wiewohl nicht geleugnet werden kann, daß keine unter denselben ganz schlecht ist. — *)

---

*) Mir ist nichts von dem Endresultate dieser Gubitz'schen Preisbewerbung bis jetzt bekannt geworden; ich weiß daher weder, ob die Preise vertheilt worden oder nicht. Ich wenigstens habe keinen erhalten. F. S.

(Zu Seite 144).

Der von Heine mir mitgetheilte Auszug aus dem Artikel der Revue des deux Mondes, dessen Verfasser, wie ein späterer Brief mir meldete, Herr Thomas, nach Taillandier der unterrichtetste Kenner der deutschen Literatur in Frankreich, war, lautet also:

„Nous passerons beaucoup plus rapidement sur deux ouvrages, qui ne se resemblent guère, et qui nous réunisons cependant dans une même indifférence, par-ce qu'ils marquent pour ainsi dire les deux extrémités les plus extrêmes de la ligne politique, dont nous avons attentivement étudié les parties vivantes.

C'est une brochure écrite par un communist assez peu mitigé, c'est un gros livre compilé par un absolutiste déterminé. Placer à côté l'un de l'autre Monsieur *Steinmann*, le redacteur de „Mefistofeles", et Monsieur *de Kamptz*, l'ancien ministre d'état, cela parait au premier abord une justice fort impertinente. C'est au fond le meilleur correctif, qu'on puisse leur donner à chacun. Rien n'est plus propre à fonder l'absolutisme que les théories sociales du communiste, et rien n'est mieux fait pour soulever le communisme avec tous ses désordres que les équivoques et les chicanes du jurisconsulte absolutiste.

Nous ne croyons pas beaucoup aux menaces des utopies violantes, et nous avons toujours pensé, que ceux, qui, en apparence, s'inclinaient le plus bas devant ce grand épouvantail du communisme n'etaient pas

ceux, qui en avaient le plus de peur, mais ceux qui prétendaient en tirer le meilleur parti: C'etait une frayeur bonne à tourner contre les libertés raisonnables en Allemagne sourtout, on n'y a point manqué. En Allemagne cependant le communisme n'est rien moins qu'original et profond; ceux qui les premiers l'ont préché, sont venus purement et simplement se mettre à l'école chez nous; ils ont relevé de leur néant les grands hommes morts avec les sociétés secrètes, et ils ont été de l'autre coté du Rhin agiter leur défroque comme un étandard tout neuf. La plupart des publications communistes ne sont là-bas q'une analyse ou une traduction des nôtres. Les „Reformateurs contemporaines“ de M. Louis Reybeaud sont une mine ou l'on a singulièrement puissé, par-ce-qu'on en tirait la claire intelligence des systèmes; on n'a rejeté que la critique,

et, une fois le point de départ ainsi compris, on s'est précipité sur les pas des novateurs de ce temps-ci; pauvres inventions, comme on sait, plus pauvres copies!

M. *Steinmann* annonce dans son premier chapitre, qu'il va raconter le développement historique du pauperisme et du communisme en Allemagne: la vérité est, qu'il ne fait qu'abréger ce qui s'est écrit là-dessus relativement à l'Angleterre et à la France.

Quant à l'Allemagne, il lui reserve seulement son droit accoutumé de priorité chronologique, et prenant date en sa faveur, réclame le mérite de l'invention au nom des anabaptistes de Munster. M. *Steinmann* examine ensuite les causes du pauperisme et les moyens d'y remédier. Rien de plus simple: qu'on abolisse les impôts de consommation et qu'on proscrive le luxe, que l'état cesse d'adjuger ses fournitures au rabais;

qu'on fixe les salaires par un loi positive; qu'on interdise la spéculation commerciale sur les denrées; qu'on supprime les chemins de fer; qu'on limite la liberté de l'industrie, qu'on defende l'usure, et l'usure, pour l'auteur, c'est le prêt légal et l'usage même du credit; qu'on entreprenne toutes ces belles réformes et bien d'autres encore, le pauperisme disparaîtra de lui même. Ce livre-là n'a jamais été et ne sera jamais dangereux.

Celui de M. *de Kamptz* aurait pû l'être; mais la saison du péril est passée. L'ouvrage ne date cependant que du milieu de l'année dernière, et il est déjà condamné pour toujours au néant, c'est du travail plein d'erudition, de divisions et de subdivisions, très sérieux, très instructif, et personne pourtant ne le lira plus. D'ou vient ce malheur étrange? M. *de Kamptz* a fait un gros volume sur un petit discours du roi. Le

roi avait dit un jour de mauvaise humeur, que les promesses données par son auguste père en 1815 n'engageaient pas sa liberté. Fréderic Guillaume III. avait annoncé à la Prusse une assemblée nationale, une représentation du peuple: cela ne convenait plus à Fréderic Guillaume IV. pour l'instant du moins. M. *de Kamptz* a composé son livre pour prouver juridiguement que Fréderic Guillaume IV. avait raison, que Fréderic Guillaume III. s'etait servi par inadvertance d'une expression équivoque, qu'il n'avait jamais été question en Prusse et en Allemagne que d'assemblées d'états, et non de représentation générale; qu'il fallait même se contenter d'états provinciaux, parceque c'etait chose encore plus historique, et qu'enfin l'idée d'avoir un jour les états réunis du royaume entier etait tout bonnement une herésie au premier chef. Le roi ayant eu

maintenant le bon esprit d'adopter et de légaliser cette herésie damnable, M. *de Kamptz* reste seul en compagnie d'un excellent livre, qui a eu le tort venir ou trop tard ou trop tôt.

Nous doutons fort qu'un à-propos quelconque remette jamais dorénavant ses théories à la mode; l'esprit bureaucratique est décidément vaincu, même en Prusse, par l'esprit national.

Heine, Heinrich,

Briefe

Bd.: 2

Amsterdam 1861